P. o. germ. Smreker

1766 b

37768

37368

<366201778800 13

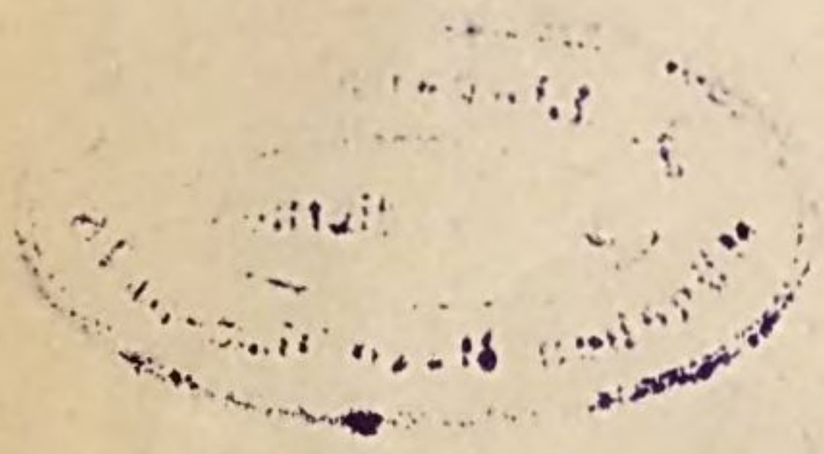
<366201778800 13

Bayer. Staatsbibliothek

L. Smreker.

Im Hause Willkem.

J. Lindauer'sche
Lehrbibliothek
München Maximil. 2. 16



Bayerische Staatsbibliothek München

Im Hause Willkem.

Roman.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilian-pl. 16

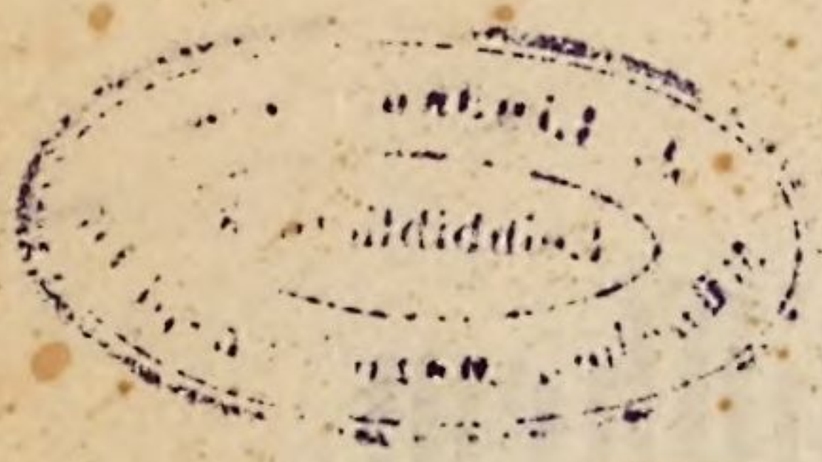
Von

L. Smreker.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
vormals S. Schottlaender.

1891.



J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilianstraße 16

Die Flitterwochen waren gleich Stunden in dem vielbewegten, lebensathmenden Paris vorübergerauscht.

Amélie von Willkem hatte Alles genossen, was Reichthum und die Anbetung eines alternden Gatten bieten konnten, und sie fühlte sich gewissermaßen davon ermüdet, — betäubt von dem Weihrauch, den ihr die Huldigung der Welt verschwenderisch geopfert.

Sie freute sich im Innersten des Herzens auf das traute Heim, welches sie, die junge Gebieterin, erwartete.

Den Schleier des kleinen Reisehütchens zurückschlagend, spähte sie wiederholt durch das Waggonfenster in die Finsterniß hinaus, ob die Laternen der Stadt noch nicht sichtbar seien. Endlich ertönten die langanhaltenden Pfiffe, die für die Meisten das Ziel der Reise ankündigten.

Das schnaubende pustende Dampfroß verminderte mehr und mehr die Eile, mit der es bisher die lange Wagenreihe hinter sich hergeschleppt. Noch ein paar kurze Pfiffe — ein jäher Ruck, und das schlangengleiche Ungethüm stand im hellerleuchteten Bahnhof stille.

Amélie erhob sich rasch von ihrem Sitze, und ein zierliches Körbchen ergreifend, machte sie eine Bewegung zum Forteilen.

„Warum solche Eile, Amélie, wir haben doch Zeit," sprach Herr von Willkem mit tieftönender, angenehmer Stimme, indem er sich erhebend, die Hand seiner jungen Frau ergriff.

„Ich sehne mich nach frischer Luft und finde keinen Grund, warum wir die Letzten sein sollten," erwiderte Amélie mit leichtem Schmollen.

„Wie Du willst," war die nachgiebige Antwort, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, verließen sie ziemlich rasch den Waggon.

Im Perron war ein Wogen und Drängen, ein Hin- und Herlaufen, daß man der ganzen Auf-

merksamkeit bedurfte, um nicht niedergerannt zu werden.

Trotzdem eilte ein eleganter Herr auf die Stelle zu, wo Willkem suchend nach allen Seiten blickte.

„Ich sehe bereits Alberti — dort kommt er". Bei diesen Worten deutete Willkem in das Menschengewirr, durch dessen Mitte sich der junge Mann Bahn brach.

Und als dieser nahe genug gekommen war, verneigte er sich so tief vor Amélie von Willkem, als stände er einer Königin gegenüber; dann erst wandte er sich deren Gemahl zu, der ihm mit einem freundlichen: „Willkommen, Herr Alberti," die Hand reichte, die dieser jedoch nur flüchtig berührte.

Bald darauf rollte die Equipage des reichen Willkem wie auf Windesflügeln der Stadt zu und hielt in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit vor dem prachtvollen Gebäude, welches die junge Frau als Brautgeschenk von ihrem Gatten erhalten hatte.

Das neuvermählte Paar wollte hier die Fortsetzung der Flitterwochen genießen und ihr Haus der eleganten Welt öffnen.

Guido Alberti, das Factotum des Hauses, hatte für einen würdigen Empfang der jungen Herrin gesorgt. Lichterglanz und Blumenduft strömte aus allen Räumen, von der teppichbelegten Treppe bis in das Boudoir der jungen Frau. Ein Troß von trefflich geschulter Dienerschaft empfing die Gebieter des Hauses, und unzählige Blicke harrten jeden Winkes derselben. Alberti aber sprach in kurzen bescheidenen Worten den Willkommgruß aus.

Willkem führte seine Frau am Arme, sich an ihrer unverhohlenen Freude weidend, während Alberti in angemessener Entfernung folgte.

Im Salon angekommen blieb Amélie stehen.

„Nun, lieber Arthur, wirst Du mir erlauben, mich für kurze Zeit zurückziehen zu dürfen; wenn das Souper servirt ist, wirst Du mich holen."

„Und darf ich Dich nicht in Deine Gemächer begleiten?" fragte Willkem scherzend, indem er den Arm zärtlich um die schlanke Taille legte.

Lächelnd gewährte Amélie diese Bitte, während Alberti im Salon zurückblieb.

Wie gebannt schaute er mit finstern Blicken dem Paare nach, das anscheinend im heitern, kosenden Geplauder begriffen war.

Die großen, bis zum Boden reichenden Spiegel warfen vervielfältigt die schlanke Gestalt des sinnend mit verschränkten Armen Dastehenden zurück.

Guido Alberti war ein schöner Mann.

Das Ebenmaß der stolz aufgerichteten Gestalt, die feinen regelmäßigen Züge, das dunkle Kraushaar, die großen schwarzen Augen, in denen ein Gluthmeer verborgen schien, der von einem Schnurrbärtchen beschattete kleine Mund mit zwei Reihen blendend weißer Zähne, die bei jedem leichten Lächeln sichtbar wurden, vollendeten das Bild des jungen Mannes.

Dazu kamen noch die feinen Manieren, das stille, bescheidene, in jeder Hinsicht unaufdringliche Wesen desselben, und so war es nicht zu wundern, wenn er sich das Wohlwollen seiner Umgebung im Sturm zu erobern wußte.

Alberti war als Secretär zu Willkem gekommen und hatte sich alsbald völlig unentbehrlich gemacht.

Er nahm die Last und Sorgen des mehrfachen Millionärs auf seine Schultern, und vertrat die Stelle desselben mit seltenem Geschick und Uneigennützigkeit. Obwohl er offene Cassa hatte, verrechnete er doch Alles mit peinlicher Genauigkeit.

Gegen die Dienerschaft war er gut und nachsichtig, und obschon Willkem ihm in jeder Hinsicht freie Hand ließ, that und unternahm er doch nichts, ohne dessen Einwilligung eingeholt zu haben.

Er bekleidete seine jetzige Stellung seit länger als Jahresfrist, aber selbst der strengste Herr hätte keine Ursache gehabt, je ein tadelndes Wort auszusprechen.

Herr von Willkem anerkannte auch dankbar diese ungewöhnlichen Vorzüge und bemühte sich stets, Alberti die Rechte eines Familienmitgliedes einzuräumen, was aber dessen scheue Zurückhaltung nicht zuließ; besonders in letzterer Zeit zog er sich auffallend zurück, nur seinen Pflichten lebend.

Noch stand Alberti auf derselben Stelle im Salon, als Willkem zurückkehrte.

Dieser war ein großer, starker Mann mit gut-

müthigen Zügen und obwohl schon ein hoher Fünfziger, sah er noch sehr gut erhalten aus und konnte immerhin noch bedeutend jünger gelten.

Alberti wurde durch dessen Nahen aus seinen Träumen geweckt. Er strich sich mit der Hand über die Stirne, als wollte er gewaltsam die Gedanken verscheuchen, die eben in seinem Gehirne toll durcheinandergejagt.

„Meinen Dank, Alberti," rief Willkem näher kommend. „Sie sind wirklich ein Unicum; meine Frau ist über die Ausschmückung ihrer Gemächer entzückt. Der ausgewählte Geschmack — die Eleganz — ich sage Ihnen, Alberti, Sie sind ein bewundernswerther Mann!"

„Sie sind zu nachsichtig, Herr von Willkem, und ich verdiene Ihr Lob nicht in dem Maße, als es gespendet wird."

„Ja, ja, die alte Bescheidenheit," lachte Willkem. „Meine Frau wird Ihnen dasselbe sagen — Sie soupiren doch mit uns?"

„Es würde mir ein großes Vergnügen sein, aber —"

„Kein Aber — heute wollen wir en famille die Rückkehr feiern.“

Alberti verneigte sich zustimmend, bat jedoch noch einige Geschäfte erledigen zu dürfen.

Willkem blieb allein.

„Ein sonderbarer Mensch,“ sprach er vor sich hin, „man muß sich wirklich an seine Eigenheiten gewöhnen. Es kommt mir vor, als sei er seit einiger Zeit schroffer und unzugänglicher, als je — was mag es sein, das ihn unzufrieden macht?“

Willkem vertiefte sich in Gedanken, als er plötzlich hinter sich die weiche, lieblich klingende Stimme Améliens hörte.

Ein Zug von Glückseligkeit flog über sein Gesicht, und als er sich umwandte, rief er:

„Wie Du schön bist, Amélie!“

Die junge Frau war auch in der That reizend. Die crêmefarbige, reichverzierte Cachemirrobe, deren weiche Falten in einer langen Schleppe den Boden streiften, paßte vortrefflich zu dem runden, lebens=frischen Antlitz mit den schelmischen Grübchen in

Kinn und Wangen; zu den rehbraunen Augen und den dunklen Flechten, aus welchen halb versteckt eine glühend rothe Rose mit einem Diamant-Käferchen kokett guckte.

Willkem war ihr entgegen geeilt.

„Du hast mir doch erlaubt, Dich abzuholen?“

„Ist es Dir nicht recht, daß ich Dich überrascht habe, Du böser Mann,“ sagte sie scherzend.

„Uebrigens muß ich Dir gestehen, daß ich bereits das Bedürfniß fühle, etwas zu genießen.“

„Ich habe Alberti eingeladen, mit uns zu soupiren — es ist Dir doch nicht unangenehm?“

„Ja und nein; aufrichtig gestanden, hoffte ich, wir würden allein sein.“

„Ich glaube, Du bist Alberti nicht freundlich gesinnt, und doch ist er ein Mann, wie man keinen Zweiten findet. Ich habe in ihm eine Kraft gefunden, die ich schwer vermissen würde. Darum ängstigt mich auch sein, ich möchte sagen, scheues Wesen, das er seit einiger Zeit angenommen hat, und ich fürchte,

daß sein Ehrgeiz höher strebt, als für immer der Secretär des Hauses Willkem zu bleiben."

„Aber ich bitte Dich, lieber Mann, er wird es doch nirgends besser haben, als hier, wo er geradezu blindes Vertrauen genießt," warf Amélie ein.

„Und meinst Du, daß er dieses Vertrauen nicht verdient? Du gehst in Deiner Abneigung zu weit, Amélie."

„Du irrst, wenn Du dies unbestimmte Gefühl als Abneigung bezeichnest; mir mißfällt und mich ängstigt manchmal sein geradezu glühender Blick, das unheimliche Feuer, welches in den dunklen Augen leuchtet; übrigens will ich Deinen Liebling durchaus nicht verdächtigen, lieber Arthur, und werde gewiß so freundlich gegen ihn sein, wie Du nur immer wünschest."

„Ein wenig Zurückhaltung von Deiner Seite schadet durchaus nicht," scherzte Willkem; „Du hast einen eifersüchtigen Mann."

Die letzten Worte mußte Alberti bei seinem Eintritt gehört haben, denn ein eigenthümliches

Lächeln huschte über seine Züge, verschwand aber sofort wieder, als er Améliens Blick auf sich gerichtet sah.

Beim Souper war er wieder ganz der ruhige, überlegte Mann, der nie zu viel, noch zu wenig sprach. Die junge Frau hatte ihm freundlich für die angenehme Ueberraschung, die er ihr bereitet, gedankt, und hatte ihm sogar die Hand gereicht, aber dann hatte sie vermieden, das Wort an ihn zu richten, was er gar nicht zu bemerken schien.

Als die Herren ihre Havannas angezündet, bat Amélie, sich entfernen zu dürfen, sie habe noch Einiges zu ordnen, ehe sie sich zur Ruhe begebe.

Willkems Blick verfolgte sie durch die Flucht von Gemächern, die sie durchschritt; aber auch Albertis Auge hing wie gebannt an der lichten Erscheinung, bis sie um die Ecke biegend, verschwand.

Amélie hatte ihre Gemächer erreicht.

Der allerliebste, kleine Salon war ein wahres Wunderwerk von Kunst und Pracht.

Die junge Frau blieb stehen, und betrachtete

aufmerksam einige Nippgegenstände, die den reich vergoldeten Kamin zierten. Es waren Kunstgegenstände aus Gold und Elfenbein, deren Werth sie eigentlich nicht zu schätzen wußte.

Sie stellte die Nippsachen wieder hin, und wandte sich um; wo ihr Blick hinfiel, Alles Glanz und Reichthum.

Die blaßgelben seidenen Möbel harmonirten trefflich mit den lichten, golddurchwirkten Tapeten; hier der reichvergoldete Lüster mit seinen zahllosen Lichtern, deren Leuchtkraft durch den Reflex der großen Spiegel verzehnfacht erschien; dort die großen, silbernen Girandolen mit den rosa Kerzen, deren Licht verschwenderisch das prachtvolle Pianino überfluthete. Portièren und Vorhänge den Möbeln gleich flossen in weichem Faltenwurf auf die spiegelblanken Parquetten nieder.

Ein eigenthümlicher, sinnberauschender Duft schien jedem Gegenstand zu entströmen und verfehlte auch seine Wirkung auf die junge Frau nicht, die sich wie gefesselt in dem kleinen Zauberreiche fühlte.

Sie ließ sich in die schwellenden Polster eines Fauteuils nieder und nahm eines der zahlreichen Albums zur Hand, die den Tisch zierten.

Nachlässig blätterte sie darin, plötzlich aber schien ihre Aufmerksamkeit erregt.

Es war die Photographie eines jungen Mannes von beinahe zwanzig Jahren, mit ganz eigenthümlichen Gesichtszügen, die große Aehnlichkeit mit einer Mulatten-Physiognomie hatten.

Lange betrachtete Amélie das Bild, dann sprach sie halblaut vor sich hin: „Er ist doch wirklich ausnehmend häßlich!“

Dann schloß sie das Album und vertiefte sich in Erinnerungen, die das Bild in ihr wachgerufen.

Sie dachte zurück, wie sie als kaum sechsjähriges Kind das erste Mal zu Frau von Willkem gekommen war.

Ihre Mutter, eine von einer kleinen Pension lebende Offizierswittwe, arbeitete für die reiche Frau, die ihr immer ausreichenden Verdienst gab.

Da traf es sich einmal, daß die Mutter krank

wurde, und da eine dringende Arbeit eben fertig geworden war, mußte sie, die kleine Amélie, damit hinwandern. O, wie war sie damals mit dem Päckchen am Arme furchtsam durch die Straßen gerannt! Hier war ein großer Hund — dort ein wild aussehender Mensch, dann kam wieder ein Troß kecker Buben, die sie neckten.

Ach, dieser Gang blieb ihr unvergeßlich! Athemlos, an allen Gliedern zitternd, war sie endlich bei Willkems angekommen. Die Frau war gut und freundlich gegen sie, wie noch Niemand; sie redete ihr, der Verzagenden, so liebevoll zu, und beschenkte sie so reichlich, daß endlich die Thränen der Angst versiegten.

Auch durfte sie nicht mehr allein nach Hause gehen; Frau von Willkem schickte eine ihrer Zofen mit.

Von da an wurde sie öfters zur reichen Frau beschieden, und fühlte sich dort bald heimisch.

Freilich kehrte sie immer gerne zu ihrer guten Mutter zurück, bis einmal — nein, sie durfte an die Schreckenszeit gar nicht zurückdenken! Die junge Frau seufzte unwillkürlich tief auf.

Wo waren ihre Erinnerungen stehen geblieben? Bei dem Tage, wo die alte Nachbarin gesagt: „Amélie, Du hast keine Mutter mehr, sie ist zum Vater im Himmel gegangen.“

Jetzt noch stand ihr das Herz still, wenn sie dieser schrecklichen Worte gedachte!

Und als die böse Nachbarin sie trotz ihres flehentlichen Bittens nicht hineinlassen wollte zur Mutter, war sie im wilden Schmerz unter Schluchzen und Weinen fortgerannt zu Frau von Willkem.

Dort hatte man sie getröstet und gehätschelt, und dann hatte Frau von Willkem gefragt, ob sie bei ihr bleiben wolle?

Dies hatte sie aber erst angenommen, als man ihr nochmals recht begreiflich gemacht, daß sie wirklich kein Daheim mehr habe und entweder hier bleiben, oder in's Waisenhaus wandern müsse.

Von da an war sie das Pflegekind der reichen Willkem geworden.

Als sie das erste Mal bei Tisch speiste, da wurde sie wieder in neue Schrecken versetzt, als ein

großer, derber Junge von erschreckender Häßlichkeit sich neben sie setzte, aber durchaus keine Notiz von ihr nahm. Mit scheuen Seitenblicken hatte sie nur wenige Bissen hinuntergewürgt und war froh, als sie die Erlaubniß erhielt, aufstehen zu dürfen.

Dann war sie zur alten Wärterin geeilt und hatte geheimnißvoll gefragt, wer doch dieser häßliche Mensch sei, der dem Indianerhäuptling in ihrem Bilderbuch ganz ähnlich sehe?"

Und da hatte sie gehört — nein, es war fast unmöglich — es sei Romuald, der Sohn von Frau von Willkem.

Von dieser Zeit an mußte sie mit dem Indianerhäuptling, wie sie Romuald in ihrem Innern beharrlich nannte, häufig verkehren, fühlte sich aber durch das Ignoriren ihrer winzigen Person von seiner Seite tief gekränkt.

Je mehr sie von Herrn und Frau Willkem und der Dienerschaft gehätschelt wurde, desto tiefer fühlte sie die zur Schau getragene Abneigung des schroffen Jungen.

So wuchsen Beide neben einander auf, unter tausend kleinen Neckereien und gegenseitigen Bosheiten.

Sie, die schöne Amélie, wie sie bald genannt wurde, wußte ganz gut, auf welcher Stufe der Liebe sie bei ihren Pflegeeltern stand, daher erlaubte sie sich manchmal mehr als gut war.

Und so kam es, daß sie als zwölfjähriges Mädchen mit dem um acht Jahre älteren Pflegebruder in ernstlichen Streit gerieth, wobei er sie, die junge Dame, die sie in ihrem stolzen Bewußtsein bereits war, einen vorlauten Gelbschnabel, ein naseweises Gänschen nannte. Nun war es auch um jede Ueberlegung geschehen. Zornentbrannt schleuderte sie ihm das Wort: Indianerhäuptling! in's Gesicht, der von solcher Häßlichkeit sei, daß ihn nie ein Mädchen lieben werde.

Wie blaß er da wurde, wie seine Augen wild rollten, als ob sie aus ihren Höhlen treten wollten hu — noch graute ihr davor.

Und dann war er zu seinem Vater geeilt, und sie, die Lauscherin, hatte an der Thür gehorcht,

und hatte gehört, wie er mit Ungestüm ihre sofortige Entfernung begehrte.

Herr Willkem that, was möglich, um den aufgeregten Sohn zu beschwichtigen, aber vergebens.

Romuald blieb dabei: entweder ich oder sie! Herr von Willkem mochte diese Worte nicht für Ernst nehmen, denn er sprach ganz ruhig und bat den Sohn, darüber zu schlafen, alsdann werde sich die Sache ruhig besprechen lassen.

Gleich darauf verließ Romuald seinen Vater und erschien weder bei Tisch, noch beim Souper. Sie aber erhielt einen kleinen Verweis, und damit schien es abgethan.

Spät Abends jedoch, als sich die Eltern schon zurückgezogen hatten, hörte sie wieder die dröhnenden Schritte Romualds, der direct in deren Schlafzimmer ging.

Flugs war die neugierige Amélie hinter ihm, um ihren Lauscherposten einzunehmen.

Deutlich hörte sie, wie er stürmisch verlangte, man möge das Bettelkind auf die Straße setzen, wie es nach Fug und Recht verdiene.

Während die Mutter begütigend zu dem Aufgeregten sprach, erklärte der Vater mit Bestimmtheit, er habe sich des Mädchens angenommen, und es werde seine Pflegetochter auch fernerhin bleiben.

„Ist das Dein letztes Wort, Vater?"

„Mein letztes!"

Amélie hatte sich hinter einen Vorhang geflüchtet, als Romuald ungestüm die Thür aufriß und hinter sich zuschlug, daß es schmetternd durch das Haus dröhnte.

Am andern Morgen war er verschwunden, mit Hinterlassung eines Briefes, worin er sagte: man möge nicht nach ihm forschen, es wäre vergeblich. Er werde nie mehr zurückkehren, denn Eltern, welche ein fremdes, hergelaufenes Kind ihrem eigenen vorziehen, verdienen überhaupt kein Kind zu besitzen.

Die junge Frau legte bei dieser Erinnerung die schmale, feine Hand über die Augen, die plötzlich im feuchten Schimmer erglänzten, denn sie gedachte des Schmerzes, welchen sie, das undankbare Kind, ihren guten Pflegeeltern bereitet hatte.

Romuald hatte damals wirklich Recht gehabt, sie war ein vorlauter, boshafter Gelbschnabel gewesen, der seine Freude hatte, den armen, von der Natur stiefmütterlich Bedachten zu reizen.

Sie hatte damals geschworen, eine Andere zu werden, und durch ungewöhnliche Liebe und Anhänglichkeit den armen, schmerzgebeugten Eltern, so weit es ihr möglich war, ihren tief empfundenen Verlust zu ersetzen, und sie nie zu verlassen. Und sie hatte ihren Schwur gehalten.

Als Frau von Willkem von einer, Jahre andauernden, schmerzhaften Krankheit heimgesucht wurde, war sie mit unermüdlicher Geduld und Aufopferung deren Pflegerin gewesen, bis endlich vor zehn Monden die Dulderin durch den Tod von ihren Leiden erlöst wurde.

Amélie, die längst schon die Pflichten der Hausfrau übernommen hatte, dachte damals, daß die Verhältnisse keine Aenderung erleiden würden, und war daher schmerzlich überrascht, als unmittelbar nach Frau von Willkems Tod ihr Pflegevater er-

klärte, sie könne nun nicht mehr im Hause bleiben, und müsse den Schutz einer befreundeten Familie aufsuchen.

Sie hatte ja keine Ahnung, welche Absichten Herr von Willkem hegte. Dies wurde ihr erst klar, als er nach einem halben Jahre kam und sie fragte: ob sie sich entschließen könne, seine Gattin zu werden.

Wie gerne sprach sie das Jawort, konnte sie doch damit wieder einen Theil ihrer großen Schuld tilgen. Freilich fühlte sie für ihn nicht das, was man Liebe nennt, aber Dankbarkeit und Verehrung waren ja auch mächtige Gefühle, denen sie sich mit ganzer Seele hingab.

So war sie freudig die Gattin Arthur von Willkems geworden, und war nun umgeben von Glanz, Reichthum und Liebe!

Wie glücklich war sie gegen den armen, seit zehn Jahren verschollenen Romuald, der vielleicht als Sohn des Millionärs darbte, weil ihm sein Stolz nicht erlaubte, zurückzukehren; oder der vielleicht gar schon im Elend gestorben.

Ach, wie reute sie das unüberlegte, zornflammende Wort!

Freilich war sie damals ein Kind, heute würde sie gewiß anders handeln.

„Ich glaube gar, Amélie, Du weinst?“ Mit diesen Worten näherte sich Willkem rasch und umschlang die junge Frau.

„Ich bin so glücklich, Arthur,“ flüsterte sie und legte ihre weichen Arme um seinen Hals.

„Dann lasse mich nie mehr eine Thräne sehen, sonst wäre ich versucht, an das Gegentheil zu glauben. Komm', mein Herz, wir wollen nochmals die Runde machen und Alles besehen, dann wollen wir als müde Reisende die Ruhe suchen, deren wir bedürftig sind.

Eine halbe Stunde später schlüpften die Diener lautlos herum, um Alles in Ordnung zu bringen.

Licht um Licht erlosch unter den geschäftigen Händen, und bald war das reizende Palais in Nacht und Stille gehüllt.

Ein frohes, reges Leben begann jetzt für das

neuvermählte Paar. Besuche und amüsante Gesellschaftsabende wechselten in bunter Reihenfolge mit Promenaden und interessanten Ausflügen in die schöne Umgebung.

Das Haus Willkem war das gesuchteste in den höheren Gesellschaftskreisen, denn die junge anmuthige Frau wußte mit feinem Tact und seltener Umsicht all' den kleinen Festlichkeiten einen gewissen Reiz zu geben, daß sie vielbesprochen und gerühmt den Kern der gesellschaftlichen Amüsements bildeten.

Amélie wurde in ihren Bemühungen thatkräftig von Alberti unterstützt und war dadurch gezwungen, häufig mit ihm zu verkehren.

Anfangs mißtrauisch und zurückhaltend, schwand dieses Gefühl mehr und mehr, als sie sah, wie ruhig und bescheiden sein Benehmen ihr gegenüber war.

Alberti wußte genau die Grenze zu ziehen, die ihn von der Herrin trennte, und Amélie mußte bald zugestehen, daß ihr Gatte mit Recht dessen treffliche Eigenschaften rühmte.

Freilich urtheilte die Welt anders. Man besprach

die Vertrauensseligkeit des sonst so scharfsichtigen Willkem, der sich von dem schlauen Mann am Gängelbande führen lasse.

Noch mehr wunderte man sich über die Sorglosigkeit, mit der er den häufigen Verkehr der schönen Frau mit dem jungen Mann gestattete.

Allerdings gab Amélie von Willkem nicht den geringsten Anlaß zu böswilligem Gerede, dennoch war die Gefahr für den ehelichen Frieden keine zu unterschätzende.

Freunde, wahre und scheinbare, unternahmen es mit hingeworfenen Worten und scherzhaften Andeutungen Willkem aufmerksam zu machen, dieser aber lachte dazu, ohne weiter Notiz davon zu nehmen.

Er ließ sich durch Nichts sein Glück trüben, war er doch der Treue seiner über Alles geliebten Amélie sicher. Er kannte ihren Charakter zu genau, war sie doch unter seinen Augen aufgewachsen, und er hatte gelernt, in ihrem Herzen zu lesen, das gleich einem offenen Buch vor seinen Blicken lag.

Er war stolz und glücklich, wenn sie bewundert

wurde, und ihr silberhelles, frohes Lachen, ihr freudeglänzender Blick beseligte ihn auf das Höchste.

Willkem freute sich des Lebens, ließ die Welt reden und seine anmuthige Frau schalten und walten nach Belieben. Freilich gab es auch Stunden, wo die Schatten der Vergangenheit gleich Schemen vorüberzogen und die hellen Augen trübten.

Es war dann das Schicksal seines Sohnes, das ihn so sehr bekümmerte. Wie oft hatte er heimlich Aufrufe in den verschiedensten Zeitungen ergehen lassen, die doch gewiß unter seine Augen gekommen sein mußten, wenn er noch lebte, ja, wenn er noch lebte?

Daß Romuald einen so unbeugsamen Starrsinn, ein so unversöhnliches Herz haben sollte, war kaum glaublich. Er mußte doch jetzt als gereifter Mann einsehen, daß er damals selbst den Knabenschuhen kaum entwachsen, von einem unverständigen Kinde beleidigt worden war.

Und wie erst, wenn er Amélie jetzt sähe? Da würde er wohl nicht mehr grollen, daß man seinem

eigensinnigen Trotz nicht nachgegeben, denn wer konnte diesem Engel zürnen?

In ähnliche Gedanken vertieft, saß er eines Morgens, seine Frau zum Frühstück erwartend, als ihm, er wußte selbst nicht wie, der Gedanke kam, seinen letzten Willen zu bestimmen.

Amélie und Romuald sollten sich in das reiche Erbe theilen; kam aber Romuald nicht nach Ablauf einer von ihm bestimmten Frist und nach von Zeit zu Zeit wiederholten Aufrufen, so war Amélie auch die Erbin der zweiten Hälfte.

Die Erbin! Ein unangenehmes Gefühl durchzog die Brust Willkems.

War es von dem gesunden, kräftigen Manne nicht geradezu lächerlich, an den Tod zu denken?

Dies fand auch Amélie, als sie schön und frisch wie der junge Morgen hereinkam und fragend nach der Ursache der sorgenvollen Stirne, die Antwort erhielt, Willkem sei eben daran, sein Testament zu machen.

Ein silberhelles Lachen durchtönte das Gemach.

„Lieber Arthur, seit wann bist Du Grillenfänger?“ rief sie heiter. „Ich komme den Kopf voll Pläne und meine Dich damit in die rosigste Laune zu versetzen; nun ich aber diese Jammermiene erblicke — mein Gott, da habe ich Alles vergessen. Vier Monate verheirathet zu sein und an den Tod zu denken, das verdient wahrlich Strafe!“

Den Kopf niederbeugend, streifte sie mit ihrem weichen Haar seine Wange; er sah entzückt in die leuchtenden Augen und versprach, nie mehr solchen Gedanken Raum zu geben.

Es war eben zehn Uhr Vormittags als Amélie vom Frühstück kam, das sie in Gesellschaft ihres Gemahls in heiterster Laune eingenommen hatte. Sie stieg die Treppe hinab, die von einem der Zimmer der ersten Etage direct in den großen, sorgfältig gepflegten Garten führte.

Obwohl die erwärmenden Sonnenstrahlen sich bemühten, den Beginn des Herbstes wegzuleugnen, wehte doch ein scharfer Wind von Nordost her und

jagte Blatt um Blatt von den gelb und roth ſchimmernden Bäumen herab.

Amélie hatte ſich gegen den unfreundlichen Sauſebraus geſchützt und zog, in's Freie gekommen, die Kaputze, die das niedliche Köpfchen bedeckte, recht feſt unter dem Kinne zuſammen.

Mit dem kleinen, feinbeſchuhten Fuß ſchleuderte ſie das dürre Laub vor ſich her, und wenn ein heftiger Windſtoß ihr keck die rauſchenden Blätter in's Geſicht warf, da lächelte ſie, daß die kleinen Zähne in zwei Reihen Perlen ſichtbar wurden.

Ein Melancholiſcher würde von dieſen Herbſtes-wehen trübe geſtimmt worden ſein, nicht ſo Amélie.

Im Herzen war es Frühling, und ſie dachte gar nicht an das Abſterben der Natur; ſie lenkte ihre Schritte den großen Glashäuſern zu, wo die Kunſt erſetzt, was die Natur verſagt.

Amélie wollte ſich ſelbſt die Blumen wählen, die heute Haar und Buſen ſchmücken ſollten, denn ſie hatte eben eine neue Robe erhalten, zu der nicht jede Farbe paßte.

Beim Eintritt in das Glashaus wehte ihr eine warmfeuchte Luft entgegen, die den betäubenden Duft zahlloser Blüthen in sich trug.

Amélie that einige Schritte vorwärts, dann warf sie mit den Worten: „Welche Hitze hier!“ den eleganten Regenmantel auf eine leerstehende Stellage.

Ein dunkelgraues Morgenkleid, halb Schlafrock, schmiegte sich an die herrlichen Formen und schloß knapp am Halse an. Das leichtgewellte Haar war nachlässig zurückgekämmt und zu einem Knoten vereinigt mit kostbaren Nadeln festgehalten.

Amélie schritt langsam den breiten Gang entlang, bald dieser, bald jener Blume, die ihr passend schien, ihre Aufmerksamkeit widmend.

Wie schwer die Wahl ihr ward! Ach, wie schön war die farbenprächtige Glockenblume, und die süß duftende Rose mit den allerliebsten Knöspchen, doch nein — sie alle übertraf die in glühenden Farben leuchtende Sternblume.

Amélie brach mehrere der herrlichen Blumen,

vom zarten Stengel, die wie Glas unter ihren feinen Fingern knirschten, und betrachtete sie entzückt.

Doch fand sie plötzlich mit dem Wankelmuth der Frauen, daß man eigentlich einer duftenden Blume den Vorzug geben sollte, und so raubte ihre Hand, was dem Auge gefiel.

Bald hatte sie ein kostbares, wundervolles Bouquet von allen Farben. Noch einige sattgrüne Blätter, ein zartes Gras, das dicht stehend einen feinen Schleier bildet, und die junge Frau hatte Alles, was sie brauchte. Sie setzte sich auf einen Schemel, der inmitten einer Palmengruppe stand und ordnete mit vielem Geschmack und Geschick die erbarmungslos gebrochenen Blüthen.

„Arthur wird mich zwar ob meines Vandalismus schelten," sprach sie halblaut vor sich hin, „aber es wird nicht so ernst gemeint sein, er gönnt mir ja so gerne jede Freude."

Amélie streckte den Arm aus, um das reizende Sträußchen entfernter zu betrachten, plötzlich aber sprang

sie mit einem leisen Ausruf auf, denn wie aus dem Boden gewachsen, stand eine Gestalt vor ihr.

„Ach Herr Alberti!“ rief sie; „nicht wahr, wie kindisch, so zu erschrecken!“

Der glühende Blick des jungen Mannes haftete verzehrend auf der Gestalt der reizenden Frau, und es bedurfte einiger Augenblicke, bis sich die zuckenden Lippen öffneten.

„Es thut mir leid, gnädige Frau, Sie erschreckt zu haben, allein Sie waren so vertieft in ihrer reizenden Beschäftigung, daß“ — Alberti stockte, dann fuhr er hastig fort: „Man sagte, Sie seien in's Glashaus gegangen, und ich wollte —“

Aber er schien sich nicht zu besinnen, was er eigentlich wollte, obwohl er Zeit genug gehabt hätte daran zu denken, als er hinter dem hohen Gesträuch verborgen Frau von Willkem belauscht hatte.

„Nur jetzt in meiner poesievollen Stimmung keine alltäglichen Geschäfte,“ rief Amélie scherzend, „mitten unter Blumen —“

„Sind Sie gnädige Frau die Herrlichste," ergänzte Alberti.

„Also sind Sie auch Schmeichler, das ist ja eine Eigenschaft, die man Ihnen kaum zutrauen möchte."

„Und wundert es Sie, wenn einmal ein anderer Mund als der Ihres Gemahls ausspricht, was Jeder fühlt, der das Glück hat, in Ihrer Nähe zu leben?"

„O, mein Mann macht mir keine solchen Complimente;" rief Amélie lachend.

„Weil die Flamme seines Herzens bereits im Erlöschen ist," erwiderte Alberti mit leicht bebender Stimme.

„Glauben Sie das nicht," entgegnete die junge Frau eifrig. „Willkem liebt mich wie kein Anderer."

„Lästern Sie nicht das heiligste Gefühl in unserer Brust," rief er fast rauh. „Sie kennen die Liebe nur dem Wortlaut nach, wie sie Ihnen aus Büchern und Romanen bekannt ist."

Amélie blickte erstaunt auf; so hatte sie den stets ruhigen Mann nie sprechen gehört, er aber fuhr

fort: „Vielleicht werden Sie sich an diese meine Worte, die Ihnen jetzt gewiß kühn dünken, erinnern, wenn Sie, frei von den jetzigen Fesseln, Ihrem Herzen gestatten, sich an der Flamme eines andern zu entzünden."

„Herr Alberti, Sie sprechen abscheulich!" rief Amélie unwillig.

„Herr von Willkem ist ein Mann bei Jahren, Sie aber gnädige Frau sind noch sehr jung," erwiderte der Secretär, ohne auf den Einwurf zu achten.

„Die Constitution meines Gemahls verspricht noch eine stattliche Reihe von Jahren, die wir Hand in Hand miteinander wandern werden, und so ist es albern, sich auch nur einen Augenblick zu ängstigen."

„Welcher Sterbliche kann sich rühmen, das Geschick der nächsten Stunde voraus zu wissen?"

„Ich erlaube mir daher als Skeptiker, der ich bin, auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Hat Ihr Gemahl bereits irgend eine Verfügung getroffen, wenn er dennoch unvermuthet der Natur den schuldigen Tribut zahlen müßte?"

Amélie starrte den Sprecher an, als verstünde sie ihn nicht, dann aber sagte sie:

„Es ist doch sonderbar, heute höre ich schon zum zweitenmale das unglückselige Thema berühren."

„Darf ich meine Frage wiederholen, gnädige Frau?" Diese Worte klangen kalt, fast gleichgültig.

Es schien, als sollte auch jetzt keine bestimmte Antwort erfolgen, denn Frau von Willkem legte den Regenmantel an, zog die Kapuze tief in die Stirne herein und nahm die Blumen zur Hand, die sie niedergelegt hatte.

„Erst im Weggehen sagte sie: „Ich hoffe, Herr Alberti, daß diese Angelegenheit nicht mehr zur Sprache kommen wird. Mein Gemahl wird für mich sorgen, wenn es an der Zeit ist, für jetzt werde ich nicht erlauben, daß wir uns eine Stunde trüben."

Alberti vertrat ihr den Weg. „Zürnen Sie mir gnädige Frau?" fragte er erregt.

„Sie haben mir den Tag verdorben, Herr Alberti," war die unwillige Antwort, und sich mit

einer leichten Bewegung den Weg bahnend, schritt sie hinaus auf den Kies des Weges.

Wie so ganz anders erschien ihr jetzt Alles! Ein heftiger Sturmwind hatte ein Heer von schweren Wolken gebracht, die bleiern die hohen Pappeln zu streifen schienen. Eigenthümliche Laute, die wie Stöhnen und Heulen klangen, durchzogen die Luft, während der eisig kalte Wind die schlanken Aeste der Bäume wild durcheinander peitschte.

Die junge Frau hüllte sich fester ein; furchtsam durcheilte sie den Garten und stieg hastig die Treppe hinauf.

Und Alberti? Er stand lange auf der Stelle wo sie ihn verlassen, bis auch er, sich endlich ermannend, das Glashaus verließ.

Der Sturm, der draußen tobte, paßte zu seiner Stimmung. Mit den leise gesprochenen Worten:

„Geduld, schöne Frau, Du wirst nicht immer so stolz sein!“ verlor er sich in den entlegenen Gängen des Gartens.

Frau von Willkem hatte wirklich Ursache,

Alberti zu zürnen, denn der so schön begonnene Tag war ihr gründlich verleidet worden. Sie konnte sich kaum so weit beherrschen, um in Gegenwart ihres Gatten die gewöhnlich heitere Laune zu heucheln.

Dieser Alberti war doch ein Mensch ohne Herz, Alles an ihm geschäftlich. Er witterte schon von Weitem Gewinn und Verlust und wußte mit Umsicht Ersteren zu erzielen, Letzteren zu vermeiden. Seine heutige Sprache bewies deutlich, daß ihn der starrste Egoismus beherrsche, indem sich seine Gedanken schon mit einem Ereigniß beschäftigten, welches voraussichtlich erst in Jahren zu befürchten war.

Amélie grollte dem kalten, gefühllosen Menschen allen Ernstes und konnte sich trotz ihrer angebornen Heiterkeit der unbehaglichsten Stimmung nicht entreißen.

Besonders fühlte sie sich Abends geradezu unheimlich, da sie außergewöhnlich allein zu Hause war. Herr von Willkem war für einige Stunden in den Club gegangen, hatte aber versprochen, bei Zeiten zurückzukehren.

Amélie saß in ihrem Boudoir und prüfte die neuen Bücher, welche ihr heute zugestellt worden waren. Aber sie schien keine Aufmerksamkeit dafür zu haben, denn sie legte Buch um Buch hin, ohne sich für eines oder das andere zu entscheiden.

Endlich erhob sie sich und zog die Rouleaux eines der Fenster auf, das sie alsdann öffnete.

Es war doch ein recht unheimlicher Abend! Der Sturm hatte sich zwar gelegt, aber eine naßkalte Luft wehte ihr entgegen. Ein dichter Nebel hatte sich zu Boden gesenkt und ließ die Gasflammen als rothe Punkte durchschimmern, sonst aber schien er undurchdringlich, und man konnte nur die Schritte der Passanten hören, ohne sie zu sehen. Frau von Willkem seufzte ängstlich.

„Wäre nur Arthur schon zu Hause, gerade heute mußte er ausgehen!“

Noch einige Augenblicke und sie trat zum Tisch, um zu klingeln. Sie wollte sich erkundigen, ob Willkem den Wagen bestellt, und wenn nicht, so wollte sie befehlen, daß man ihn erwarte.

Eine Viertelstunde später rollte die Equipage zu Améliens großer Beruhigung zum Thor hinaus.

Sie schloß nun wieder das Fenster und begann ihre frühere Beschäftigung von Neuem, aber auch diesmal glitten die Blätter durch die feinen Finger, ohne auch nur eines aufmerksamen Blickes gewürdigt zu werden.

Plötzlich nahten eilige Schritte, und wenige Augenblicke später trat Nora, die Kammerjungfer der jungen Frau, bleich und auf's Höchste erschreckt ein.

„Gnädige Frau, es wird ein Unglück geschehen!“ stammelte sie mit bebender Stimme. „Ich habe eine Erscheinung in Herrn von Willkems Arbeitszimmer gesehen.“

Amélie war keines Wortes mächtig, und erst nach einer kleinen Pause fragte sie tonlos: „Welche Erscheinung?“

Nora seufzte tief auf, als müsse sie erst zu Athem kommen, dann ließ sie sich auf einen Wink der Herrin nieder und begann: „Ich war im Garderobe-zimmer des Hintertraktes, um Einiges zu holen, und

hielt mich länger auf, als ich dachte, und so war es spät geworden, so daß ich bei dem abscheulichen Nebel nicht mehr über den großen Hof zu gehen wagte.

„Da Herr von Willkem nicht zu Hause ist, wollte ich, durch die hintern Zimmer kommend, seine Gemächer passiren. Als ich die Thür des Waffen=zimmers öffnete, verlöschte die kleine Lampe, die ich trug, aber nicht so schnell, daß ich nicht eine hohe, schwarze Gestalt an mir vorüberhuschen gesehen hätte. Ich schrie laut auf und rannte in meiner Angst vor=wärts. Es war nicht so finster, als man meinen sollte, daher ich die Gestalt in dem flatternden Mantel stets vor mir her schweben sah, bis sie endlich im Arbeitszimmer des Herrn verschwand.

„Da rannte ich, wie von Furien gejagt, bis hierher. O, Du mein Gott, wenn nur dem gnädigen Herrn kein Unglück widerfährt," jammerte das Mädchen.

„Wie können Sie so albern sein, Nora," schalt Frau von Willkem, „das war sicherlich ein Dieb."

„Bei meiner Seligkeit gnädigste Frau, es war

keine körperliche Gestalt; ich sah sie wie eine Wolke hinschweben, und jetzt erinnere ich mich ganz deutlich, woher das Dämmerlicht kam. Die Erscheinung trug einen leuchtenden Stern auf der Brust."

„Jetzt ist's genug. Gehen Sie hinab und rufen Sie einen Diener, ich will selbst hinübergehen."

„Um Gottes willen, gnädigste Frau, nur das nicht!" rief das Mädchen ängstlich; als aber die Herrin darauf bestand, entfernte sie sich hastig, um nicht etwa nochmals der Geistererscheinung gegenüber treten zu müssen.

Zwei Diener begleiteten Frau von Willkem, aber keine Spur zeigte, daß hier ein Fremder eingedrungen.

Jeder Winkel, jede Falte der Vorhänge wurde durchsucht, ohne etwas Verdächtiges zu bergen.

Frau von Willkem befahl, die Zimmer abzuschließen, und kehrte in ihr Boudoir zurück.

Indeß hatte Nora der Dienerschaft, die sich eben beim Abendessen befand, das Ereigniß mit den grellsten Farben geschildert, so daß sich die Haare

der furchtsamen Mädchen sträubten und jedes im Stillen schwur, von nun an diese Gemächer möglichst zu meiden.

Es wurde hin und wider gestritten, Jeder wollte noch viel Aergeres erlebt haben, bis endlich der Gärtner den Geisterdisput mit den Worten unterbrach: „Nora ist ein Hasenfuß, das hat sie schon am hellen Tage bewiesen, und ich wette, sie hat nicht die Hälfte von dem gesehen, was sie erzählt. Und wenn es schon durchaus Etwas war, kann es nicht der — der närrische Secretär gewesen sein?"

„Still, nicht so laut, wenn es Herr Alberti hörte," mahnte Einer.

„Nun, so Unrecht habe ich gewiß nicht, wenn ich annehme, daß es zuweilen in seinem Kopf nicht richtig ist, denn wer ihn heute Vormittag gesehen hat, wie er ohne Kopfbedeckung, mit im Sturm flatternden Haaren, rollenden Augen, heftig gestikulirend im Garten auf und ab rannte, dem mußte doch unwillkürlich der Gedanke gekommen sein, daß es bei dem nicht richtig ist."

„Vergiß nicht, daß er bei Herrn von Willkem Alles gilt.“

„Meinetwegen,“ versetzte der Alte ungeduldig, „deswegen halte ich ihn doch für fähig, eine Komödie, wie die von Nora erzählte, aufzuführen.“

Jetzt trat der Kutscher ein. „Herr von Willkem ist nicht mehr im Club — Bernhard, melden Sie es der Gnädigen!“ wandte er sich an einen der Diener.

„Gott steh' uns bei, am Ende ist dem armen Herrn wirklich ein Unglück geschehen,“ ließ sich Nora wieder vernehmen.

„Hören Sie doch einmal auf zu jammern,“ befahl der Gärtner. „Es ist geradezu lächerlich, wie ein Unglücksrabe zu krächzen, wenn es dem Herrn gefällt, früher aus dem Club zu gehen, als man vermuthete. Er wird wohl anderswo einen Wagen bekommen, es war so nur die Sorge der Gnädigen, weil sie nicht gewohnt ist, allein zu sein.“

Trotz dieser beruhigenden Worte schien er doch selbst ängstlich, denn er traf Anstalten, daß jeder

Diener auf seinem Platze sei, wenn er allenfalls benöthiget werde.

Bernhard war bereits mit der Meldung zu Frau von Willkem gegangen, welche bei der unerwarteten Nachricht stark erbleichte.

Arthur hatte doch keine Erwähnung gethan, daß er beasichtige, noch anderswo hinzugehen — wo war er jetzt?

Noras Bericht hatte einen größeren Eindruck gemacht, als sie zeigen wollte, umsomehr, als ihre Stimmung ohnedem gedrückt war.

Gott! Wenn ihm doch ein Unfall zugestoßen wäre? Was sollte sie thun — ihn suchen lassen und wo? Nein, das ging nicht! Sie wollte ruhig warten, bis er nach Hause kam.

Amélie setzte sich hin, um zu lesen — lesen? mit dieser Sorge im Herzen, unmöglich! Sie ging hinaus in den Salon und setzte sich an den Flügel. Sie begann ihre Lieblingsstücke zu spielen, aber das eine klang ihr zu melancholisch, während eine andere heitere Weise zu ihrem Gemüthszustand durchaus

nicht paßte; also phantasirte sie in wundervoll perlenden Tönen, die bald klagend, bald erregt den Raum durchzogen.

Aber auch jetzt war nur eine kurze Spanne Zeit damit ausgefüllt worden.

Amélie wandelte angsterfüllt in den prachtvollen Gemächern auf und ab, ihre Aufmerksamkeit nichts schenkend, als der kostbaren Uhr, deren Zeiger unaufhaltsam vorwärtseilten.

Zwölf Uhr — und Arthur noch nicht da!

Die junge Frau öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Der Nebel war jetzt verschwunden.

Der Halbmond stand am Himmel, umgeben von leuchtenden Sternen, die manchmal hinter zerrissenen Wolken verschwanden.

Es schien sich wieder der kalte Wind zu erheben, denn eine schneidige Zugluft machte Amélie frösteln, dennoch blieb sie am Fenster und schaute hinab in die nun menschenleere Straße.

Es kam ihr vor, drüben auf der andern Seite, im Schatten eines Pfeilers, stehe eine unbe-

wegliche Gestalt. Und wie sie nun das Auge anstrengte, glaubte sie Alberti zu erkennen.

Er scheint Jemanden zu erwarten, dachte sie; vielleicht gar Willkem. Wenn ich das wüßte, ich würde ihm nimmer zürnen. Ob er sie hinabschauen sah? kaum, denn er rührte sich nicht von der Stelle.

Amélie schien es nun leichter, da sie Jemanden in der Nähe glaubte, auf den sie sich verlassen konnte.

Wieder verging eine bange Viertelstunde. Endlich kam ein Wagen. Amélie lauschte gespannt, und sie täuschte sich nicht, das Rollen desselben klang immer näher.

Jetzt war er sichtbar; er hielt an der nächsten Ecke. Ein Herr stieg aus, zahlte und kam mit hastigen Schritten die Straße herauf.

„Arthur!“ jubelte sie in ihrem Innern, denn ihr scharfes Auge hatte ihn an den Bewegungen erkannt.

Herr von Willkem war jetzt ganz nahe gekommen, da schien es, als erhalte die Gestalt vis-a-vis Leben, sie that einige Schritte vorwärts, Willkem entgegen,

da ertönte aus dem Munde der jungen Frau der laute Ruf: „Arthur!“ und der Mann verschwand plötzlich wieder hinter dem Pfeiler.

Amélie bemerkte nichts davon; wie hätte sie auch jetzt dafür eine Aufmerksamkeit haben sollen, wo sie, wie von einer erdrückenden Last befreit, förmlich neu auflebte.

Herr von Willkem lachte seine junge Frau weidlich aus. Er war mit einigen Freunden in's Café gegangen, und dort beim Billardtisch war die Zeit räthselhaft schnell geschwunden.

Willkem hatte freilich gut lachen, er erfuhr von der Schauergeschichte kein Wort, denn Amélie fürchtete, auch ihn damit zu beunruhigen.

Der nächste Tag war nicht freundlicher, als der vorhergegangene. Der Himmel hatte sich wieder überzogen und zeigte sich in trübseligem, trostlosem Grau.

Das Gewölk war tief und schwer und versprach bald einen ausgiebigen Regen, wovon schon einzelne Tropfen auf dem Trottoir sichtbar waren.

Amélie trat gähnend zum Fenster und betrachtete das unfreundliche Herbstwetter.

In ihrem Herzen war heute schon wieder heller Sonnenschein; das jugendliche Gemüth hatte sich gewaltsam von dem ungewohnten Drucke befreit, der sich lähmend auf die Schwingen gelegt, und sich selbst belächelnd, dachte sie jetzt an die überstandene Angst.

Wie so ganz anders kam ihr beim Tage Alles vor; sie kannte doch Noras Furchtsamkeit und wußte wie gerne sie übertrieb, namentlich in abergläubischen Dingen.

Und doch war es dem albernen Mädchen gelungen, der Herrin Furcht einzujagen, und welch' namenlose Furcht! Amélie schwur, dies sollte nicht mehr geschehen; wenn Willkem nicht zu Hause war, wollte sie in die Oper fahren, um der tödtenden Langweile zu entgehen.

Mit Alberti aber wollte sie möglichst wenig verkehren, und ihm zeigen, daß er kein Recht habe, so vertraulich mit ihr zu sprechen.

Dieses Vorhaben kam aber wenigstens heute nicht zur Ausführung, denn Alberti ließ sich unwohl melden und überließ es Herrn und Frau Willkem das Arrangement für den bereits angesagten Gesellschaftsabend zu treffen; worunter besonders Herr von Willkem, der die Bequemlichkeit liebte, litt.

Allerdings gab es unzählige Hände, die die Befehle flink ausführten, aber es mußte doch ein Auge über dem Ganzen wachen.

Willkem fühlte wieder recht tief, wie unentbehrlich ihm der thätige, junge Mann geworden, und er sann fortwährend nach, auf welche Art er ihn dauerhaft fesseln könne.

Amélie hingegen fühlte sich durch Albertis Abwesenheit völlig erleichtert, und sie hegte sogar im Geheimen den Wunsch, die Krankheit desselben möge sich verschlimmern und ihn längere Zeit fern halten.

Und doch fehlte der umsichtige Mann bald da und dort. Selbst Abends im Gesellschaftskreise wurde er vermißt: man war an den stillen ernsten Leiter des Hauses gewöhnt, der nie unbescheiden erschien

und doch ein vortrefflicher Gesellschafter war, wenn er, was zwar selten geschah, aus sich her=austrat.

Der elegante Mann mit dem dunklen, leuchten Augenpaar hatte es auch somanchem, schönen Mädchen angethan, und er war überhaupt für diese eine höchst interessante Erscheinung.

Das Unwohlsein Albertis wurde daher all=gemein bedauert und erschöpfte sich Willkem in Lobes=erhebungen über ihn, ja er sprach die Absicht aus denselben durch außerordentliche Vortheile für eine Reihe von Jahren an sein Haus zu fesseln, was auf manchen Lippen ein schwer zu deutendes Lächeln her=vorrief.

Albertis Krankheit hielt nicht so lange an, wie es die junge Frau gewünscht hatte. Schon am zweiten Tag erschien er wieder, wenn auch bleich und sichtlich angegriffen.

Gegen Frau von Willkem war er zurückhaltend wie immer, kein Wort, kein Blick deutete darauf hin, daß es je einen Augenblick gegeben, wo er ver=

gessen, wem er gegenüber stand. Es bedurfte auch nur weniger Tage, und der Verkehr mit der jungen Frau gestaltete sich wie früher.

So vergingen wieder einige Wochen in einem fortwährenden Hin- und Herfluthen gesellschaftlicher Genüsse und Freuden aller Art.

Man sah sich dem Winter ziemlich nahe gerückt, dessen Vorboten sich bereits täglich einstellten. Eisige Winde, starke Fröste und mitunter leichte Schneefälle waren an der Tagesordnung.

Davon fühlte und gewahrte man aber bei dem reichen Willkem wenig. Alle Räume des Hauses waren stets behaglich durchwärmt und von süß betäubenden Blumendüften durchzogen.

Wohin das Auge blickte, labte es sich an dem schimmernden Grün exotischer Gewächse und deren farbenprächtigen Blüten.

Amélie liebte und verstand es, stets um sich einen, wenn auch trügerischen Frühling zu zaubern. Dieser ihr Geschmack bezog sich auch auf die Gemächer

ihres Gatten, und nur das Arbeitszimmer desselben machte eine Ausnahme davon.

Herr von Willkem behauptete von den Blumengerüchen zu viel angegriffen zu werden, so daß er nicht im Stande sei, mit der einfachsten Rechnung fertig zu werden.

Gewöhnlich nahm er nach dem Frühstück in diesem Zimmer, während seine Frau Toilette machte, die verschiedenen Berichte seines Secretärs entgegen; es wurden die eingelaufenen Briefe durchgesehen, beantwortet, kurz, es waren Willkems Arbeitsstunden.

Auch heute geschah dasselbe, aber es war nicht schwer zu bemerken, daß sich die Gedanken Willkems mit etwas Anderm beschäftigten, denn er gab wiederholt zerstreute Antworten.

Nur noch wenige uneröffnete Briefe waren geblieben, als er sich plötzlich zu Alberti wendete.

„Ich habe heute eine unliebsame Mittheilung erhalten und daraufhin eine ebensolche Entdeckung gemacht. Sie werden zweifellos von der Geisterge-

schichte die sich vor wenigen Wochen in meinen Gemächern abgespielt hat, gehört haben?"

Alberti erbleichte, doch klang seine Stimme fest, als er gleichgültig erwiderte: „Ueber ein solches Thema wagt Niemand in meiner Gegenwart zu sprechen."

„Und doch ist die Sache nicht ganz so unverfänglich, wie es den Anschein hat, also hören Sie!"

Herr von Willkem erzählte nun die Geschichte, wie er sie aus dem Munde seiner Gemahlin gehört, sowie von der Gestalt, die sich hinter dem Pfeiler versteckt gehalten und in welcher sie Alberti zu erkennen geglaubt hatte.

„Warum hat man mich nicht sofort davon benachrichtigt, ich war doch den ganzen Abend zu Hause?" warf Alberti ein.

„Das begreife ich auch nicht, aber noch weniger daß Ihnen die Geschichte bisher nicht zu Ohren gekommen, wovon doch jeder Stallbube zu erzählen weiß.

„Uebrigens ging es mir nicht besser, und es war von meiner Frau thöricht genug, bis jetzt darüber zu schweigen. Ich hielt heute allsogleich Nach-

forschungen und fand einige wichtige Papiere, meinen Sohn Romuald betreffend, entwendet.

„Nun kommen die Fragen: Wer wußte um das Vorhandensein dieser Papiere und wem konnte deren Entwendung von Nutzen sein? Dies ist ein Räthsel, dem ich vergebens nachgrüble.“

„Darf ich mir erlauben zu fragen, welcher Art die Papiere waren?“

„Es waren Bestimmungen nach meinem Tode und würden meinem Sohne zu Gute gekommen sein.“

„Wo befindet sich dermalen Ihr Sohn?“

„Ich weiß es nicht, doch hierorts keinenfalls, da er sonst zu mir gekommen wäre: Uebrigens konnte er von dem Vorhandensein der Papiere keine Ahnung haben, indem er seit zehn Jahren abwesend ist. Es war nach meiner Meinung irgend eine Person, die vielleicht schon öfters die Geisterrolle gespielt und genauen Bescheid gewußt hat.“

„Haben Sie einen bestimmten oder unbestimmten Verdacht?“ fragte Alberti scharf.

„Nein, denn keiner der Diener hat in diesem Zimmer allein zu thun."

„Sprechen Sie ganz offen, Herr von Willkem, Sie wollen sagen, daß nur ich dieses Zimmer ohne Zeugen betrete," sprach Alberti eisigkalt.

„Aber Alberti, wie können Sie einem solchen Gedanken Raum geben? Was hätten Sie für einen Nutzen davon?" rief Willkem beschwichtigend. „Wenn ich mich gegen Sie darüber aussprach, so geschah es nur, um vielleicht durch Ihren klaren, scharfen Verstand der geheimnißvollen Sache auf die Spur zu kommen, obschon wegen der unsinnigen Verspätung wenig Hoffnung hiefür vorhanden ist. — Bitte, öffnen Sie noch die Briefe", damit gab Willkem dem Gespräch eine andere Wendung.

Alberti gehorchte. Der erste Brief, den er öffnete, war vom Oberförster Tom, welcher anzeigte, daß kommende Woche die erste große Jagd stattfinden könne."

Diese Nachricht verscheuchte bei Willkem, als leidenschaftlichem Jäger, jeden andern Gedanken.

„Sie kennen gar nicht den Genuß einer Jagd, lieber Alberti," rief er mit freudestrahlendem Gesichte.

„Ich wollte Sie bitten, Herr von Willkem, daran Theil nehmen zu dürfen."

„Was, Sie sind Jäger? nun haben Sie mich vollständig erobert, junger Mann.

„Heute noch müssen Sie mir eine Probe Ihrer Schußfertigkeit ablegen; wir wollen Nachmittags Scheibenschießen."

Nun war von weiteren Geschäften keine Rede mehr. Herr von Willkem eilte hinüber zu seiner Frau, um ihr die für ihn so erfreulichen Mittheilungen zu machen. Zu seinem Leidwesen zeigte sich Amélie darüber betrübt, doch weigerte sie sich entschieden, als Willkem sie aufforderte, auch daran Theil zu nehmen.

„Du weißt, Arthur, ich verabscheue das erbarmungslose Morden der wehrlosen Thiere, ein Frauenherz kann dabei nicht gleichgültig zusehen, daher will ich lieber Sorge tragen, daß Deine Jagdgäste trefflich bewirthet werden."

„Du bist zu weichherzig, Amélie," sagte Willkem, die junge Frau zärtlich umarmend.

Noch am selben Tage wurden die Einladungen verschickt und die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Dennoch fand Willkem eine Stunde, um mit Alberti zu schießen. Sein Enthusiasmus sank aber bedeutend herab, da sich Alberti als ein höchst mittelmäßiger Schütze zeigte, während er selbst nach einander das Centrum traf.

Die wenigen Tage zur Jagd waren bald vergangen. Ein länger andauernder Schneefall hatte sich eingestellt und Stadt und Umgebung in das Kleid des Winters gehüllt.

Traurig stand Amélie schon am früheren Morgen am Fenster und sah dem lustigen Spiel der Schneeflocken zu. Ihr war so bang, so unheimlich zu Muthe, und mehrmals hatte sie schon gekämpft, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten. Sie schalt sich selbst thöricht und sagte sich, daß sie sich ja werde gewöhnen müssen, ihren Gatten ähnliche Vergnügungen mitmachen zu sehen, allein vergebens.

Willkem fand sie in Thränen und hatte Mühe, ihren Bitten, an der Jagd nicht theilzunehmen, zu widerstehen.

„Sei nicht kindisch, Amélie," tröstete er die Weinende. „Bis acht Uhr Abends bringt uns der Zug wieder heim. Sorge für eine reiche Tafel, bei deren Freuden wir alle Traurigkeit vergessen wollen. Also auf fröhliches Wiedersehen!"

Willkem küßte und herzte die tiefbetrübte Frau noch recht innig, dann eilte er in den Salon, wo die Freunde seiner bereits harrten.

Als die Wagen abfuhren, lehnte sich Amélie weit hinaus. „Arthur," rief sie nochmals, aber ihre Stimme verhallte im Winde.

Amélie oblag nun mit Eifer den Pflichten der Hausfrau. Sie wollte ihre unerklärliche Bangigkeit bezwingen, und dies gelang auch theilweise ihrem guten Willen. Daß Alberti die Jagd mitmachte, konnte ihr nur angenehm sein, da Willkem dadurch jeder Sorge enthoben war.

Als der Nachmittag bereits ziemlich vorgerückt

war, machte die junge Frau sorgfältig Toilette, wußte sie ja, wie sehr Willkem es liebte, sie in kostbaren Gewändern zu sehen.

Sie wählte daher ein dunkelblaues Sammetkleid, dessen Tunica mit Goldagraffen gehalten war.

Den Ausschnitt des Kleides zierte eine weiße Spitzenkrause, unter deren leichtem Gewebe eine Goldkette mit Kreuzchen hervorschimmerte.

Haar und Busen schmückten frische Blumen, und das einzige Geschmeide, das sie trug, bestand in Brillantohrringen und zwei kostbaren Armreifen, die aber nur bei gelegentlichen Bewegungen durch die Spitzenumhüllung sichtbar wurden.

Es war ein herrliches Frauenbild, welches der große Spiegel zurückwarf, und Amélie müßte keinen Funken von Eitelkeit besessen haben, wenn nicht wohlgefälliges Lächeln ihre Lippen umspielt hätte.

Es war erst vier Uhr, also noch vier Stunden bis die Jagdgesellschaft eintraf.

Amélie setzte sich an das Fenster, um sich zu zerstreuen, obwohl nichts zu sehen war, als die durch-

einander wirbelnden Schneeflocken und einige wenige Passanten, die dem unfreundlichen Wetter trotzten.

Schon hatte die Pendüle des Salons zu wiederholten Malen die Stunde repetirt, als Frau von Willkem einen Miethwagen im scharfen Trab vorfahren sah.

Sie war an Besuche zu sehr gewöhnt, als daß sie das geringste Interesse dafür fühlte; ja, sie wandte sich nicht einmal um, als sie Jemand den Salon betreten hörte, in der Voraussetzung, es sei der meldende Diener.

Als sich aber kein Laut vernehmen ließ, wendete sie doch den Kopf, sprang aber alsogleich erbleichend auf, denn ihr Blick fiel auf Alberti, der verstört, todtenblaß, keines Wortes mächtig vor ihr stand.

„Um Gotteswillen, Alberti, Sie bringen eine Unglücksbotschaft," rief Amélie mit angsterfüllter Stimme.

„Leider, gnädige Frau, hat man mich ausersehen Ihnen mitzutheilen" — Alberti stockte, als brächte er nicht über die Lippen, was er sagen sollte.

„Sprechen Sie, Alberti, Sie tödten mich durch Ihr Zögern — ist Willkem ein Unglück geschehen?"

„Ja," kam es tonlos aus dem bleichen Munde. Amélie klingelte so heftig, daß Diener und Zofe zugleich erschienen.

„Hut und Mantel," rief sie der Letzteren zu, „und Sie, Herr Alberti, werden mich begleiten."

Alberti trat ihr in den Weg und legte seine eisigkalte Hand auf ihren Arm. „Bleiben Sie, gnädige Frau, in einer Viertelstunde bringt man Herrn Willkem."

„Nein, nein, ich will fort," rief die junge Frau ungestüm; „Willkem ist verletzt, schwer verletzt und bedarf meiner."

„Es ist zu spät, gnädige Frau." Obwohl diese Worte wie ein Hauch gesprochen waren, sie hatten das Ohr Améliens erreicht.

Mit einem herzzereißenden Schrei sank sie in die Kniee.

Man hätte meinen sollen, Alberti werde nun tröstend an ihre Seite eilen, allein es schien ihm

die Kehle wie zugeschnürt. Die arme Frau den Händen der herbeigeeilten Zofe überlassend, entfernte er sich lautlos.

Das Haus Willkem, das Haus der Freude, wie es genannt wurde, war nun mit einem Schlag in ein Haus der tiefsten Trauer und der höchsten Bestürzung verwandelt worden.

Es war ein erschütternder Contrast, als man die Leiche Willkems bei dem hellerleuchteten, tafelgedeckten Speisesaal vorübertrug, um sie im Nebenzimmer zu betten.

Wie die mitgekommenen Gäste erzählten, hatte er sich aus unerklärlicher Absicht von seinem Anstand entfernt, war abgerutscht und hatte ihm die eigene Kugel das Herz durchbohrt.

Frau von Willkem gab sich den Ausbrüchen eines maßlosen Schmerzes hin, und es war wahrhaft herzerschütternd, die schöne geschmückte Frau über den leblosen, blutbefleckten Körper sich hinwerfen zu sehen, um ihn mit Küssen und Schmeichelnamen in's Leben zurückzurufen.

Man hatte große Mühe, sie von der Leiche zu entfernen, und wunderte sich sehr, daß Alberti der jungen Frau nicht im Geringsten beistand, sondern sich consequent fern hielt.

Auch die folgenden Tage war er wenig sichtbar; kaum, daß er die nöthigsten Schritte hinsichtlich des Begräbnisses that. Allerdings war seine Zurückhaltung erklärlich, denn gerade ihn traf der unerwartete Schlag am härtesten.

„Nun wird Herrn Albertis Regiment bald zu Ende sein," bemerkte Bernhard Abends bei der allstäglichen Dienerversammlung.

„Oho, da wirst Du Dich irren, jetzt fängt's erst recht an," warf ein Anderer ein.

„Die Gnädige hat ihn nie recht leiden mögen, es war nur der Herr, der ihn so auf Händen getragen."

„Ich glaube, er hat es ihm schlecht genug gelohnt," mischte sich jetzt der Gärtner ein.

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß Herr Alberti der beste Schütze im Lande

ist; nur als er mit Herrn Willkem Scheibenschießen sollte, traf er wie ein Schulbube, der zum erstenmal eine Flinte in die Hand bekommt."

„Um Himmelswillen, schweige, Thomas," rief Bernhard, „wie kannst Du nur so sprechen?"

„Ich habe nichts gesagt, und Jeder mag sich meine Worte nach Gefallen auslegen. Mir thut es nur leid um den guten Herrn, daß er so elendiglich umkommen mußte."

„Uns gewiß nicht weniger, aber deswegen gleich den Ersten Besten zu verdächtigen, das geht doch zu weit."

„Ich will nichts gesagt haben; Ihr seid allesammt Memmen. Du aber, Bernhard, versuche morgen vor dem Begräbniß ihn in's Todtenzimmer zu locken; ich habe ihn heute dort in der Nähe gesehen und meine Schlüsse daraus gezogen."

„Du möchtest Alberti auf den Galgen reden. Es liegt doch wahrlich nichts Verdächtiges darin, wenn sich Einer vor einem Todten fürchtet.

„Herr Alberti hat sich immer als ein ehrlicher,

uneigennütziger Mann gezeigt, der nicht nur gerecht, sondern auch gut war, daher muß man ihm nicht aus Gehässigkeit etwas anhängen wollen."

„Schon gut, schon gut," machte der Gärtner. „Wir wissen, was die Glocke geschlagen hat. Du denkst, eine so schöne Frau wird nicht lange allein hausen, und da ist es immer gut, sich ihn vorher zum Freunde zu machen."

Dieses sonderbare Gespräch wurde durch den Eintritt der Mädchen unterbrochen, die nun ebenfalls zum Abendbrot kamen. —

Der so plötzliche, unerwartete Tod des reichen, allbekannten Willkem rief in der Stadt große Sensation hervor.

Die meisten Tagesblätter trugen die Kunde von dem tragischen Ereigniß hinaus in die Welt, und man bedauerte aufrichtig das unglückliche Ende des allgemein geachteten Mannes.

Darum fluthete auch eine große Menschenmenge gegen das Palais, von wo aus die Leichenfeier stattfinden sollte. Viele interessirte der impo-

sante Leichenzug, Andere kamen aus Theilnahme, wieder Andere wollten die junge, schöne Witwe sehen.

Diese Letzteren fanden sich enttäuscht, denn Frau von Willkem nahm an der Trauerceremonie nicht Theil, und so concentrirte sich die volle Aufmerksamkeit auf Guido Alberti, der bleich und hohlägugig wie ein Gespenst dem Sarge unmittelbar folgte.

Man sah, wie vernichtend ihn dieser schwere Unglücksfall getroffen, denn wie es schien, konnte er sich kaum aufrecht erhalten.

Uebrigens benahm er sich mit edlem Anstand, und als der Sarg lautlos vor seinen Blicken in der Gruft verschwand, rang sich ein hörbarer, gepreßter Seufzer über die blutleeren Lippen, und unwillkürlich unterstützte ihn der Nächststehende, denn es hatte für den Moment den Anschein, als müsse die hohe Gestalt zusammenbrechen.

Die Ceremonie war zu Ende. Guido Alberti wandte sich zum Gehen und schritt gesenkten Blickes durch die Reihen der ihm ehrfurchtsvoll Platz machenden Menge, dem seiner harrenden Wagen zu.

Diese Stunde, wo man den edlen Willkem zur letzten Ruhestätte führte, war für Amélie die herbste seit dem Tode ihrer Mutter.

Allerdings drängte man sich an sie heran, um sie zu trösten, aber gab es einen Trost für so namenloses Leid?

Ach, warum hatte Willkem ihren Bitten nicht nachgegeben, warum hatte er nicht ihren düsteren Ahnungen Gehör geschenkt?

Nun stand sie allein und schutzlos da! Amélie fühlte ihre Verlassenheit so tief, daß ihr das Leben fast unerträglich schien.

In diesem trostlosen Zustand vergingen mehrere Tage; obwohl die junge Witwe durch gesellschaftliche Rücksichten gezwungen war, die Condolenz-Besuche zu empfangen, so gab es doch Stunden, in denen sie sich ihrem verzweifelten Schmerz hingeben konnte.

Alberti kam täglich, um die nothwendigen Anordnungen zu besprechen, aber er war stets ernst, man möchte sagen finster und sprach nie mehr als er mußte.

Eines Vormittags trat er, was sonst nie zu geschehen pflegte, unangemeldet bei Frau von Willkem ein.

„Verzeihen Sie die vielleicht unliebsame Störung, gnädige Frau," sagte er, „aber ich muß Sie allein sprechen — wir sind doch vor jedem Lauscherohr gesichert?"

Amélie schaute verwundert auf. Was konnte ihr Alberti so Geheimnißvolles mitzutheilen haben?

Ohne Erwiderung ging sie voran in den Salon. Ihre Gestalt erschien in dem schwarzen Schleppkleid noch größer als sonst; der Traueranzug hob die Bläße ihrer Wangen hervor und gab den feinen Zügen einen unwiderstehlichen Reiz.

Alberti schien das auch zu bemerken, denn ein flammender Blick traf die Voranschreitende.

Frau von Willkem ließ sich in einen Fauteuil nieder und forderte Alberti mit einer Handbewegung auf, ein Gleiches zu thun.

Eine augenblickliche Pause trat ein. Alberti schien nicht das rechte Wort zu finden, oder auf

eine Aufforderung zu warten, als aber diese nicht erfolgte, begann er:

„Für heute ist die gerichtliche Commission angesagt, man wird die Sperre anlegen.

Sie erinnern sich doch noch, gnädige Frau, des Gespräches im Glashaus, wo Sie erzürnt von mir schieden. Ich weiß Sie nannten mich damals in Ihrem Innern einen kalt berechnenden Menschen, der kein Gefühl und kein Herz hat. Auch jetzt setze ich mich der Gefahr aus, diese Ihre Meinung neuerdings zu wecken.

„Und doch erheischt es meine Pflicht, für Ihr Wohl und Ihre Zukunft zu denken und zu sorgen."

Alberti schwieg einen Moment, dann fuhr er fort: „Ich glaube kaum, daß Herr von Willkem in den letzten Wochen daran gedacht hat, eine schriftliche Bestimmung zu treffen, wonach ihre Zukunft gesichert wäre, und ich weiß nicht, gnädige Frau, ob ihnen bekannt ist, daß nach den Gesetzen auch nicht ein Heller des immensen Vermögens Ihr eigen ist."

Frau von Willkem zuckte zusammen, aber sie sprach kein Wort, daher Alberti wieder anhub:

„Nachdem der Sohn Romuald verschollen ist, wird das Vermögen eine Reihe von Jahren zu Gunsten desselben verwaltet, und findet er sich nicht mehr vor, so werden es entfernte Verwandte Ihres Gatten erben.

„Ich weiß es aber bestimmt, und Sie wissen es so gut wie ich, daß ihr Gemahl Ihnen das ganze Vermögen zugedacht und daß ihn nur der jähe Tod abgehalten, diesen seinen Willen schriftlich zu hinterlassen.

„Ich habe mich daher der Mühe unterzogen, Ihnen das Vermögen zu sichern. Hier ist ein kurzes Testament, dessen Echtheit gewiß Niemand in Zweifel ziehen wird."

Amélie sprang entsetzt auf, als züngle eine Schlange an ihr hinan. „Nie und nimmermehr," rief sie, „eher will ich von Thür zu Thür betteln gehen!"

Alberti legte sein Hand auf ihren Arm und sagte

ruhig: „Setzen Sie sich wieder, gnädige Frau, ich habe diese Worte erwartet.“

Und als Frau von Willkem wieder in den Sessel zurücksank, fuhr er fort: „Nun stellen Sie sich selbst die Frage: Wen schädigen Sie damit? — Den Sohn? der sich seit zehn Jahren in der Welt herumtreibt und sich während dieser Zeit nie um seine Eltern bekümmert hat, ja, nicht einmal weiß, daß Beide schon im Grabe ruhen?

„Oder sind es die lachenden Erben, die Ihr zartes Gewissen beschweren?

„Was gehört Ihnen? Dieses Palais, wofür Sie im günstigsten Falle eine Summe erhalten, die Ihnen, der verwöhnten, reichen Frau gestattet, echt bürgerlich zu leben. Und was das Betteln von Thür zu Thür betrifft, ist es eine schöne Phrase, in Wirklichkeit aber ausgeführt, würden Sie wohl das elende Leben verfluchen.“

„Sie sind ein Satan mit ihren ruhigen Berechnungen Alberti,“ rief Amélie.

„Heute nennen Sie mich einen Satan, und

wenn Sie im Besitze der Millionen sind, werden Sie mich als genialen Geist preisen," höhnte Alberti.

„Dazu wird es nicht kommen; nehmen Sie das Testament wieder mit, ich will und werde keine Betrügerin sein; möge das Gesetz walten, wie es bestimmt ist."

„Die Herren von der Comission!" tönte in diesem Augenblick Bernhards Stimme zur Thür herein, und ehe sich Amélie rasch erhoben hatte, standen die Männer des Gesetzes im Salon.

Amélie wurde völlig starr vor Entsetzen, als sie Alberti einem der Herren das noch in seinen Händen befindliche Testament übergeben sah.

Sie wollte hinstürzen, sagen, daß das Testament gefälscht ist, aber es schnürte ihr die Kehle zu; vor ihren Augen ging ein Feuerregen nieder, sie sah riesengroße Lettern auf der Schrift, die mit Blut geschrieben waren, und dies war Willkems Blut, und Alberti lachte wie ein Teufel und mit ihm eine Legion seines Anhanges.

„Hilfe, Hilfe!" Dies waren die einzigen Laute,

die sich der athemlos keuchenden Brust der bedauernswerthen Frau entrangen, dann schwanden ihre Sinne und entrückten sie ihrer peinvollen Lage.

* * *

Die ersten Strahlen der matten Wintersonne spiegeln sich in den großen Fenstern des Palais Willkem und schmelzen nach und nach die krystallenen Blumen, die der Nachtfrost auf die blanken Spiegelscheiben gezeichnet.

Neugierig lugt die Sonne durch die immer größer werdenden Oeffnungen hinein, findet aber nichts, als leere Gemächer, die vielleicht seit Monaten kein Fuß betreten. Und sie wandert weiter hinüber zum linken Flügel, wo die Herrin des Hauses weilt, und küßt Blume um Blume weg, um sich hineinstehlen zu können in die ihr wohlbekannten Räume.

Viele, viele Wochen hatte man der lieben Sonne den Einblick durch undurchdringliche Rouleaux verwehrt, da Amélie von Willkem von einer schweren Krankheit an das Lager gefesselt war.

Heute aber sind die Rouleaux aufgezogen und die Vorhänge weit zurückgeschlagen, als freue man sich des so lange entbehrten Sonnenlichtes.

Und so schien es auch in der That. Frau von Willkem hatte ihren Stuhl so gerückt, daß die ersten Sonnenstrahlen sie treffen mußten. Vor ihr stand ein kleines Tischchen, worauf sich das eben servirte Frühststück befand.

Amélie hatte sich sehr verändert. Ihre bleichen Züge trugen noch die Spuren der überstandenen Krankheit, und eine tiefe Schwermuth lagerte über ihrem sonst so heiteren Wesen.

Und doch war die schöne, junge und reiche Witwe eine der interessantesten Persönlichkeiten der großen Stadt geworden. Man erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten aller Art und schätzte sich glücklich, ein huldvolles Dankeswort von ihr zu erhalten. Diejenigen aber, deren es zwar nur sehr Wenige gab, die empfangen wurden, rühmten sich dieser Gunst, als seien sie von einer Königin ausgezeichnet worden.

Die junge Männerwelt schwärmte für sie, und die

Mädchen hofften insgeheim, das Haus Willkem werde sich über lang oder kurz den Vergnügungen wieder erschließen.

Daran dachte freilich Amélie von Willkem nicht im Entferntesten, ja, sie trug sich sogar mit dem Plane, im kommenden Frühling auf Reisen zu gehen.

Der Antrieb hierzu lag in dem gedrückten Verhältniß, in dem sie sich Alberti gegenüber fühlte.

Das Testament war ohne die geringsten Schwierigkeiten anerkannt worden und hatte sie in Besitz des enormen Vermögens gesetzt, und es war zwischen ihr und Alberti nie darüber zur Sprache gekommen, dennoch fühlte sie eine gewisse Ueberlegenheit, die er scheinbar unmerklich gegen sie geltend machte, sowie er sich in der Zeit von wenigen Monaten zum Herrn und Gebieter aufzuschwingen gewußt.

Frau von Willkem hatte bisher nicht den Muth gehabt, ihm entgegenzutreten, denn in ihrem Innern fühlte sie sich als Verbündete seiner verbrecherischen That.

Ach, wie gern hätte sie auf das Vermögen

verzichtet, aber konnte, durfte sie sich als Mitschuldige bekennen?

Verhängnißvoller Augenblick, der ihr die Kraft raubte, dem Netz zu entfliehen, welches ein tückisches Geschick über ihr Haupt warf und dem zu entrinnen keine Möglichkeit war.

Amélie fühlte mehr und mehr, daß Alberti mit schlauer Berechnung gehandelt, ja, daß er sogar bei Uebergabe des Testamentes den richtigen Augenblick gewählt hatte. Sie glaubte nicht, wie ihr verstorbener Gatte, an die Uneigennützigkeit dieses Mannes, sie wußte, daß er dabei ein Ziel verfolgte, obwohl sie weit entfernt war, das Richtige zu ahnen.

Sie dachte eben daran, ob sie nicht einen Versuch wagen solle, sich mit einem Drittel des Vermögens mit Alberti abzufinden, denn dies mußte er doch selbst einsehen, daß er nach ihrer vollständigen Genesung um ihres Rufes willen das Haus verlassen müsse.

Bis dahin aber wollte sie ihre Freundin Hilda

von Goldegg zu sich nehmen, denn Alberti flößte ihr seit dem Tode Willkems, sie wußte selbst nicht warum, Furcht und Grauen ein.

Amélie wunderte sich, daß sie daran nicht schon früher gedacht hatte, und um wenigstens jetzt keine Zeit zu verlieren, schrieb sie unverzüglich an ihre Freundin, die in einem nahegelegenen Provinzstädtchen lebte.

Hilda von Goldegg ließ nicht lange auf sich warten; schon der erste Zug des nächsten Tages brachte sie in die Hauptstadt.

Kaum hatte Amélie ihr Lager verlassen, als schon die Freundin erschien und von der jungen Frau auf das freudigste begrüßt wurde.

„Wie Du Dich doch zu Deinem Vortheile verändert hast, Hilda," sagte sie, das junge Mädchen herzlich umarmend.

Hilda lachte und zeigte dabei zwei Reihen perlengleicher Zähne.

„Deinem Geiste schwebt wahrscheinlich noch das unscheinbare, vierzehnjährige Mädchen vor, und

Du haſt vergeſſen, daß ſechs Jahre doch eine kleine Veränderung mit ſich bringen."

„Leider zeigt ſich dies bei mir am deutlichſten."

„Arme Amélie, ich bedaure Dich von Herzen, hoffe aber, daß es mir gelingen wird, Dich zu erheitern."

„Ich fürchte, Hilda, Du wirſt nicht lange hier verweilen, denn ich bin nicht mehr die Amélie von Einſt. Zwiſchen Damals und Jetzt liegt eine furchtbare Kluft, ein Abgrund der mich jeden Augenblick zu verſchlingen droht. In Folge deſſen bin ich reizbar, und es würde mich durchaus nicht wundern, wenn Du demnächſt unter irgend einem Vorwand Deine Heimat wieder aufſuchteſt."

„O, hoffe nicht, daß Du mich ſo bald loswirſt," ſcherzte das Mädchen; „Du haſt mich gerufen, und ich werde mir erlauben zu bleiben."

Hilda ſchien dieſe Worte im Ernſte zu meinen, denn ſie richtete ſich in dem neben Amélіens Schlafgemach für ſie beſtimmten Zimmer, alsbald für einen dauernden Aufenthalt häuslich ein.

Hilda von Goldegg war für die gesammte Dienerschaft ein ganz unerwarteter Gast, namentlich war es Nora, welche sich sehr mißvergnügt zeigte und den Eindringling mit scheelen Blicken betrachtete.

Guido Alberti zog die Stirn in finstere Falten, als Bernhard ihm darüber berichtete, aber er hatte sich viel zu viel in der Gewalt, als daß er sich dem Diener gegenüber ein mißbilligendes Wort entschlüpfen ließ. Uebrigens wollte er erst selbst sehen und dann urtheilen.

Kaum war die Stunde gekommen, die ihm gestattete, Frau von Willkem zu besuchen, als er sich melden ließ und alsogleich angenommen wurde.

Es war das erste Mal, daß Amélie ihm nach ihrer Genesung im Salon empfing. Sie hatte ihn zwar öfter während ihrer Krankheit gesehen, aber immer nur in Geschäftsangelegenheiten flüchtig gesprochen.

Heute, wo sie sich als genesen betrachtete, hatte sie sorgfältig Toilette gemacht. Hatte auch die früher blühende Schönheit, sowie das reiche Haar durch die Krankheit gelitten, so lag doch ein unwiderstehlicher

Reiz in den blassen schwermüthigen Zügen, in der von schwarzen Gewändern umflossenen, interessanten Gestalt.

Die erschütternden Ereignisse der letzten Zeit hatten Amélie von Willkem zu einen selbstbewußten Wesen gemacht. Es schien, als seien Jahre an ihr vorübergezogen; der Blütenhauch der fröhlichen Jugend war von den Stürmen des Lebens verweht, und dafür war ein trüber Ernst, eine würdevolle Hoheit ihr zu eigen geworden.

Bisher hatte Alberti nur die gebrochene Frau in ihr gesehen, heute aber schien es, als stände er einer Herrscherin gegenüber. Unwillkürlich erfaßte er die feinen Fingerspitzen und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf.

„Ich hoffe, gnädige Frau, ich bin der Erste, der Sie zu ihrer Genesung beglückwünscht," sprach er mit bewegter Stimme.

„Nicht doch, Herr Alberti, meine Freundin Hilda von Goldegg ist Ihnen zuvorgekommen — Sie wissen doch, daß ich Besuch habe?"

„Man hat mir die Ankunft der jungen Dame gemeldet," war die im überlegenen Tone gegebene Anwort.

„Gemeldet?" Dies kurze Wort drückte Erstaunen und Mißbilligung zugleich aus.

„Und wundert es Sie, wenn ich von Allem im Hause unterrichtet zu sein wünsche, bin ich nicht verantwortlich für alle Vorkommnisse?"

Amélie setzte sich und deutete mit einer Handbewegung an, Alberti möge ein Gleiches thun; dann sagte sie:

„Ich bin ihnen zu Dank verpflichtet, Herr Alberti, doch von nun an fühle ich mich stark genug, meine Interessen selbst zu wahren."

„Das heißt, gnädige Frau, mir den Stuhl vor die Thür setzen," erwiderte er hohnvoll, „aber Sie überschätzen Ihr Recht."

„Davon kann keine Rede sein, denn Sie werden selbst einsehen, daß Ihre längere Anwesenheit im Hause zu böswilligen Gerede Anlaß gäbe."

„Seien Sie unbesorgt," gab er mit spöttischem

Lächeln zurück. „Guido Alberti wird Ihren Ruf nicht gefährden, er wird aber auch nicht weichen, bis er sein angestrebtes Ziel erreicht hat.“

„Bis wann hoffen Sie, daß das Erbe in meine freie Verfügung übergeht?“

„Darüber dürften noch Monate vergehen.“

„Also warten wir bis dahin, dann werden wir uns hoffentlich abfinden,“ sprach Amélie verächtlich, und gleichsam dem Gespräch eine andere Wendung gebend, fügte sie hinzu: „Jetzt aber erlauben Sie Ihnen die neue Hausgenossin vorzustellen.“

Alberti biß sich in die Lippen; und während ein flammender Blick die stolze Herrin streifte, verbeugte er sich leicht.

Wenige Minuten später erschien Hilda, bei deren Eintritt sich Alberti erhob. Einen Augenblick schien das junge Mädchen durch starre Ueberraschung an die Schwelle festgebannt, dann aber näherte es sich fast zaghaft, und es folgte die übliche Vorstellung.

Das sonderbare Benehmen des sonst durchaus

nicht scheuen Mädchens konnte Frau von Willkem nicht entgehen.

„Du scheinst Herrn Alberti zu kennen?“ sprach sie, einen forschenden Blick auf die in sichtlicher Verlegenheit Dastehende heftend.

„Ach nein, durchaus nicht — eine zufällige Aehnlichkeit —“ stotterte das Mädchen.

Während sich Hilda und Alberti setzten, sagte Letzterer mit leichtem Lächeln: „Und nun, mein Fräulein, werden Sie mich verpflichten, indem Sie uns mittheilen, welche Erinnerungen meine Persönlichkeit in Ihnen wachgerufen?“

Hilda hatte indeß ihre Fassung gewaltsam errungen. „Sprechen wir nicht mehr davon“ sagte sie abwehrend, „es war eine täuschende Aehnlichkeit, weiter nichts.“

Alberti ließ sich so leicht nicht abweisen, mit kalter Ruhe drang er auf directe Antwort.

„Ihre Worte sind leere Ausflüchte,“ sagte er, „und beweisen, daß Sie in Ihrem Innern mehr denn je überzeugt sind, daß es sich hier um mehr als

Aehnlichkeit handelt. Ihr starres Entsetzen aber deutet darauf hin, daß ich irgend einem Scheusal gleiche."

Hilda von Goldegg richtete jetzt den Blick voll auf ihn, indem sie freundlich erwiderte: „Verzeihung, Herr Alberti, für mein thörichtes Benehmen; es war wirklich nur eine momentane Verblendung, und ich hoffe, Sie werden mir in Zukunft die Beschämung ersparen, die diese lächerliche Idee mit sich bringt."

Alberti schien zwar mit diesen abermaligen Ausflüchten nicht zufrieden, mußte aber als feiner Weltmann darauf verzichten, Näheres darüber zu hören.

Das Gespräch wendete sich nun allgemeinen Interessen zu, und wenn sich auch Alberti beinahe lebhaft betheiligte, so wäre einem aufmerksamen Beobachter doch eine gewisse Zerstreuung nicht entgangen, die sich seiner trotz aller Gegenbemühungen bemächtigte.

Hilda schien nach und nach den ersten peinlichen Eindruck überwunden zu haben und war wieder heiter und lebhaft, wie es ihr Naturell mit sich brachte, und so verging die Besuchszeit rascher, als man anfänglich hoffen konnte.

Als sich Guido Alberti erhob, um Abschied zu nehmen, sprachen seine Züge wieder jene kalte Ruhe aus, die ihn nie verließ.

Freilich änderte sich die gleichgültige Physiognomie als er die Treppe zu seinem Wohnzimmer hinaufstieg, und zeigte nun einen finstern, man möchte sagen, unheimlichen Ausdruck. Die Hände ballten sich wie in verhaltener Wuth, und in dem dunklen Augenpaar schlug es wie Zornesflammen auf.

Mit einer Hast, als gelte es vor Ausbruch des Sturmes, der die Brust gewaltig hob und senkte, hinter Schloß und Riegel zu kommen, schloß er die Thür auf, und gleich darauf hörte man drinnen doppelt absperren.

Während die stummen Mauern von Albertis Zimmer eine vielleicht schon oft gesehene Scene schauten, befanden sich Amélie und Hilda noch im Salon. Das Gespräch war unwillkührlich in's Stocken gerathen, bis sich endlich Frau von Willkem ihrer Freundin mit der Frage zuwandte, was es mit der besprochenen Aehnlichkeit für ein Bewandtniß habe.

Aber auch jetzt war Hilda nicht mittheilsamer und behauptete, an der Sache sei eigentlich nichts daran, umsoweniger, als Alberti ganz nnd gar mit dem Manne, den sie meine, nicht identisch sein könne.

Auf weitere Einwürfe antwortete sie aber so scherzhaft und ausweichend, daß Amélie annehmen mußte, dahinter stecke ein kleines Herzensgeheimniß der Freundin, und um nicht indiscret zu erscheinen, mußte auch sie, wie früher Alberti, den Gesprächsstoff ändern, so gern sie auch das Geheimniß der eigenthümlichen Aehnlichkeit enthüllt gesehen.

Uebrigens gab es zwischen den beiden Freundinnen genug des Interessanten zu besprechen, so daß die Zeit rasch dahinschwand.

Eben als sich Hilda entfernte, erhielt Frau von Willkem den Besuch ihres Notars.

Dieser war ein kleines, hageres Männchen mit fuchsrothem Backenbart und eben solchen spärlichen Haaren. Die höckerige Nase trug eine goldene Brille, hinter deren Gläsern ein Augenpaar hervorblitzte, das gewohnt schien, auf den Grund der Seele zu lesen.

Langsam, feierlichen Schrittes trat er durch die von dem Diener geöffnete Portière ein.

Weder die schöne Frau, noch die luxuriöse Umgebung schien den mindesten Eindruck auf ihn zu machen. Mit wenigen trockenen Worten nahm er den ihm gebotenen Sitz ein; dann lehnte er sich zurück und heftete den scharfen Blick auf die junge Frau, alsdann begann er:

„Es thut mir leid, Ihnen heute eine unangenehme Nachricht bringen zu müssen. Ich habe längst vorausgesehen, daß es so kommen werde, sobald sich ein naher Erbe meldet. Das Testament wird angefochten, es weist unbegreifliche Formfehler auf."

Amélie erbleichte bis an die Lippen; mit großen starren Augen blickte sie auf den Mann des Gesetzes, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben.

Der Notar schien die plötzliche Veränderung in den Zügen seiner Clientin nicht zu gewahren, sondern fuhr fort: „Herr von Willkem muß seine letzte Willensmeinung im Zustand der Unzurechnungsfähigkeit oder in größter Hast verfaßt haben; und

es konnte nur so lange gelten, als kein berechtigter Erbe dagegen Einsprache erhob."

„Und dies ist nun geschehen?" hauchte der bleiche Mund Améliens.

„Ja. Der Vertreter des Herrn Romuald von Willkem hat gegen das Testament Protest erhoben."

„Er wird doch nicht die Echtheit desselben bezweifeln?" preßte die junge Frau aus angsterfüllter Brust hervor.

Wieder traf sie der scharfe, durchdringende Blick des kleinen Mannes, der sich in die Tiefen des Herzens senken zu wollen schien.

„Die Echtheit ist bis jetzt nicht angetastet worden," sprach er langsam, gleichsam jedes Wort betonend, „und ich denke, dazu wird es auch nicht kommen; — gnädige Frau können doch beschwören daß es die Schriftzüge Herrn von Willkems trägt?"

„Gewiß kann ich das" rief Amélie mit einer Hast, die entweder das Gegentheil deutete, oder von großer Habsucht zeigte.

„Und noch eine Frage," setzte sie mit bebender

Stimme hinzu. „Wo befindet sich Romuald von Willkem?“

„Da fragen Sie mich mehr, als ich beantworten kann; der Vertreter handelt mittelst Vollmacht.“

„Und der Vertreter?“

„Ist der Advocat Tompsen.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach Amélie etwas ruhiger; „ich werde versuchen, ihn zu sprechen.“

„Das wird Ihnen wenig Nutzen bringen; übrigens will ich Sie davon nicht abhalten; vielleicht könnten Sie nach diesem Besuch bei mir vorsprechen.“

Der Notar erhob sich, um sich in derselben trockenen Manier, mit der er eingetreten war, zu verabschieden.

Amélie befand sich nun allein. Mit einem halbunterdrückten Angstruf bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen, indem sich das Wort: Verloren! über die zuckenden Lippen rang.

Lange stand sie unbeweglich da, dann sank sie wie erschöpft, in dumpfes Hinbrüten versunken, auf den nächststehenden Stuhl.

Wie lange sich die quälenden Gedanken in ihrem Gehirne wild durcheinander gejagt, sie wußte es nicht. Erst nach und nach legte sich der tobende Sturm in ihrem Innern und wich einer ruhigeren Ueberlegung.

Der Gedanke, das Romuald in ihrer Nähe weile, daß sie eine Stütze in ihm finden werde, trug nicht wenig zu ihrer Beruhigung bei.

Nun war sie nicht mehr auf Gnade und Ungnade jenem herzlosen Manne anheimgegebem der nur seine Vortheile im Auge hatte. In ihrem Innern tauchte der Entschluß auf, ihrer Erbschaft zu Gunsten Romualds zu entsagen und dadurch alle Pläne Albertis zu nichte zu machen.

Sie wollte nichts von dem Gelde, welches dem Sohne gehörte; sie wollte sich mit dem Wenigen begnügen, welches sie der Freigebigkeit ihres hingeschiedenen Gatten verdankte.

Unter solch edlen Entschlüssen fand sie die Ruhe und Kaltblütigkeit wieder, deren sie nothwendig

bedurfte, um nicht von den Wogen, die sich drohend über ihrem Haupte thürmten, verschlungen zu werden.

Guido Alberti wunderte sich nicht wenig, als er nach der Dinerstunde Frau von Willkem allein ausfahren sah und zwar in einem Miethwagen. Was hatte dies zu bedeuten? Wohin ging die geheimnißvolle Fahrt?

Alberti fühlte die Ahnung einer unbestimmten Gefahr in sich aufsteigen, und er schalt sich selbst, daß er so lange Zeit in bescheidener Zurückhaltung hatte dahinschwinden lassen. Allerdings hatte Améliens Krankheit jeder Annäherung eine unübersteigliche Schranke gezogen, aber er hätte die Zeit der Reconvalescenz besser benützen sollen.

Waren auch erst Monate seit dem Tode Willkems verflossen, so gab es bereits mehr als einen Freier, der es sich zur Aufgabe machte, die schöne, junge Millionenwitwe, wie Amélie häufig genannt wurde, zu bethören.

Und er, der ihr das von Gold strotzende Füllhorn in den Schoß geschüttet, er sollte zugeben,

daß ein Anderer erntete, was er mit verbrecherischer Hand gesäet?

Ein diabolischer Zug glitt bei diesen Gedanken über das interessante Gesicht, und den schön geformten Mund umschwebte ein hohnvolles Lächeln.

Alberti wußte zwar ganz gut, wie wenig er von der Neigung Améliens zu erwarten habe, aber er wähnte, die leidenschaftliche Liebe, die für die schöne Frau in seinem Herzen glühte, sei im Verein mit der Macht ihres Schuldbewußtseins stark genug, sie in ihren Entschlüssen zu bestimmen.

Schon seit länger als Jahresfrist loderte die verzehrende Flamme in seiner Brust.

Als er in Willkems Haus gekommen, und zum ersten Mal dem schönen Mädchen begegnet war, hatte er geschworen, daß Amélie sein werden müsse.

Noch ehe er diese seine Absicht ausführen konnte, war es der Millionär, der ihm, dem armen Privatsecretär, den Rang streitig machte. Er fühlte noch jetzt die ohnmächtige Wuth, die ihn damals bei

der unerwarteten Nachricht befiel, aber er mußte sich dem tückischen Geschick fügen.

Als er aber Amélie als Braut geschmückt vor dem Altar stehen sah, erneuerte sich der Schwur in seinem von Liebe und Haß glühenden Herzen, sie um jeden Preis zu erringen, und müßte er auch zum Mörder werden.

Alberti fuhr sich, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit der Hand über die Stirne, während der keuchende Athem verrieth, wie sehr er unter den Erinnerungen litt, die sich ihm gewaltsam aufdrängten.

Der Entschluß, nicht länger zu zaudern, festigte sich mehr und mehr, und eine Viertelstunde später hätte Niemand geahnt, daß es Augenblicke geben könne, wo der kalte, ruhige Mann ein Opfer erregter Gefühle werden könne. —

Noch stand er am Fenster und sah hinab auf den regen Verkehr, der sich auf der lebhaften Straße von Minute zu Minute steigerte, als der einfache Miethwagen, der Frau von Willkem führte, vor dem

Hause hielt, welches der gesuchteste Advocat der Stadt bewohnte.

Wie schlug das Herz der jungen Frau, als sie die Stufen der ersten Etage hinaufstieg.

Wenn Herr Tompsen ihr nun sagte: er halte das Testament für gefälscht? Gott, o Gott, hatte sie die Kraft, diese Anschuldigung anzuhören, ohne an sich selbst zum Verräther zu werden?

Unsinn! Warum ängstigte sie sich unnütz? Hatte nicht der Notar gesagt, davon sei nicht die Rede gewesen?

Amélie stand bald vor der Thür mit dem Messingschild, worauf mit großen, deutlichen Lettern zu lesen war: „J. Tompsen, Advocat.“

Die bebende Rechte griff nach der Glocke und zog unwillkürlich so kräftig an, daß es drinnen einen lauten, schrillen Klang gab.

Unmittelbar öffnete ein Diener die Thür und bat die Dame mit einer tiefen Verbeugung, in das Wartezimmer einzutreten, indem Herr Tompsen eben eine wichtige Besprechung habe.

Amélie ließ sich in einen Fauteuil nieder, der mehr im Dunklen stand, denn sie fürchtete, es möchten noch andere Rathsuchende kommen, und sie wollte nicht erkannt werden.

Lange saß sie allein und lauschte mit ängstlicher Aufmerksamkeit des lebhaften Gespräches, welches im Nebenzimmer geführt wurde, jede Minute hoffend, daß dasselbe bald zu Ende sein werde.

Da hörte sie plötzlich wieder die Glocke ziehen, und gleich darauf trat ein eleganter Herr ein. Er schien die im Dunkel sitzende Dame nicht zu gewahren und schritt dem Tische zu, worauf er den seide=glänzenden Cylinderhut stellte; alsdann fuhr er sich mit der Hand durch das schwarze Kraushaar und trat vor den Spiegel, um seine Toilette zu prüfen.

Amélie machte keine Bewegung. Sie lehnte bleich und starr in den weichen Polstern, das Auge auf den sich allein Dünkenden gerichtet.

Sie erkannte diese Züge — unmöglich konnte sie sich täuschen! Es war Romuald von Willkem!

Hatte sie auch zehn Jahre lang dieses Gesicht

nicht geschaut, hatte die Zeit auch so manche Veränderung gebracht, so war das Bild des „Indianerhäuptlings“ doch zu tief in ihrem Herzen eingegraben, als daß sie ihn nicht sofort erkannt hätte.

Amélie kämpfte mit sich selbst, — sollte sie ihm entgegentreten?

Der Regung ihres Herzens nachgebend, entrang sie sich gewaltsam dem Banne, der sie gefesselt hielt.

Rasch sich erhebend trat sie lautlos auf den weichen Teppichen vor, den Creppschleier der ihr Antlitz verhüllte, zurückschlagend.

Die kleine Rechte streckte sich zum Willkommensgruß aus, während sie mit unendlich weicher Stimme: „Romuald!“ rief.

Der Mann, der indeß an das Fenster getreten war, wendete sich um, als habe ihn ein Zauberstab berührt, aber es kam kein Laut über die Lippen, während der finstere Blick die Gestalt der jungen Witwe streifte.

„Romuald, kennst Du mich nicht mehr?“ rief

Amélie eindringlich, während die Hand immer noch des Druckes harrte, den sie erwartete.

Und erst als auch jetzt der finstere Mann dies Zeichen der angebotenen Freundschaft nicht zu gewahren schien, sank die schmale Rechte in die Falten der Trauerrobe.

Eine augenblickliche, peinliche Pause trat ein, dann öffnete sich der bis jetzt festgeschlossene Mund Roumalds, indem er mit tiefer, unendlich wohlklingenden Stimme sagte:

„Die Veränderung ist wohl keine so bedeutende, daß man Amélie von Willkem nicht erkennen würde."

„Du weißt doch, Romuald, welch' furchtbaren Verlust ich erlitten," sprach die junge Frau unter Thränen.

„Das unglückliche Geschick meines Vaters ist tief erschütternd, ob es aber für eine zweiundzwanzigjährige reiche Witwe ein so großes Unglück ist, wenn der alte Gatte, der ihr Vater hätte sein können, plötzlich aus dem Leben scheidet, das wird wohl von der Welt bezweifelt werden."

„Romuald, Du bist grausam," rief Amélie schluchzend. „Zürnst Du mir denn wirklich noch? Kann die Beleidigung eines Kindes" — —

„Bitte, gnädige Frau, keine Scene, ich liebe dergleichen nicht," unterbrach er sie rauh.

„Wollen Sie mich verpflichten, so werden Sie mir sagen, was Sie zu meinem Anwalt geführt?"

Frau von Willkem trocknete sich die Thränen, denn die Sprache Romualds verletzte sie tief.

Sie schien einige Augenblicke zu überlegen, dann sagte sie: „Mein Notar machte mir die Mittheilung, daß das Testament nicht frei von Formfehlern sei und daß sich der Sohn des Erblassers gemeldet habe. Ich wollte daher Herrn Tompsen erklären, daß ich auf das Vermögen zu Gunsten des berechtigten Erben verzichte."

„Das wollten Sie thun?"

„Ja, das war mein reiflich überlegter Entschluß," betheuerte Amélie.

Romuald von Willkem kreuzte die Arme über

die Brust und betrachtete die junge Frau mit einem Gemisch von Zorn und Hohn.

„Und Sie meinten im Ernst, ein Willkem lasse sich das bieten? Sie konnten nur einen Augenblick daran denken, ich werde das großmüthige Almosen aus Ihren Händen annehmen? Nein, gnädige Frau, darüber werden wir anders einig werden. Wir processiren nach Fug und Recht, und dem das Letztere Kraft des Gesetzes zugesprochen wird, der möge sich dessen erfreuen."

„Ich will und werde mich als Frau in keinen Proceß einlassen," rief Amélie erregt.

„Nun, dann geben Sie Ihrem Secretär die Vollmacht, und er wird Sie von jeder weitern Sorge entheben."

Dieser mit größter Ruhe gemachte Vorschlag raubte Amélie den Rest der Fassung.

„Nimmermehr!" rief sie in größter Aufregung, „eher will ich darüber zu Grunde gehen."

Frau von Willkem war vielleicht nie schöner gewesen, als in diesem Moment der Erregung. Dies

schien auch Romuald zu fühlen, denn milder als bisher sprach er: „Dies mögen Sie nach eigenen Gutdünken halten, es ändert aber an der Sache nichts."

„Nun denn, so bleiben wir Feinde," sprach die junge Frau mit unendlicher Bitterkeit. „Ich konnte wohl nichts anderes erwarten von einem Manne, der seine Eltern ohne ein versöhnendes Wort in's Grab sinken ließ!"

Und den Schleier über das von der Aufregung rosig angehauchte Antlitz fallen lassend, schritt sie zur Thür hinaus.

Romuald von Willkem aber stand noch lange regungslos, den Blick wie gebannt auf die Stelle gerichtet, wo Amélie ihm gegenüber gestanden.

Eine Viertelstunde später befand er sich im Arbeitscabinet seines Rechtsfreundes.

Herr Tompsen war ein Mann, kaum über die Dreißig, mit äußerst lebhaften Manieren, von dem man sagte, er stehe mit höhern Mächten im Bunde, denn er behielt immer das Recht.

Mochte ein Proceß noch so verwickelt und

hoffnungslos scheinen, sobald Herr Tompsen ihn übernahm, konnte er als gewonnen betrachtet werden. Sein Scharfblick, seine Menschenkenntniß waren auch wahrhaft bewundernswerth und wehe dem Sterblichen, dessen Gegner er wurde. Es waren aber nur wenige Auserwählte, die das Glück hatten, zu Tompsens Clienten zu zählen, denn er war sehr wählerisch und nahm sich nur jener Parteien an, deren Sache von seinen Collegen als verloren bezeichnet wurden.

Bei Herrn von Willkem war es anders; dessen Proceß versprach von vorneherein höchst interessant zu werden und eröffnete dem gewiegten Rechtsfreund ein weites Feld zu dessen kühnen Operationsplänen.

Als Romuald von Willkem eintrat, beschäftigte sich Herr Tompsen mit Aufzeichnung wichtiger Notizen, als er aber damit fertig, sich rasch umwandte, rief er in seiner lebhaften Weise: „Ah, Herr Doctor, Sie hier? — es freut mich! Nehmen Sie Platz, hier — hier, bitte machen Sie sich's bequem.

„Unsere Sache steht ausgezeichnet! Das Testa-

ment wird und muß für null und nichtig erklärt werden, und die schöne Millionenwitwe wird zur kaum begehrenswerthen Partie herabsinken. Ob wohl dann der vielbesprochene Secretär seine Rolle als verkörperte Uneigennützigkeit weiter spielen wird?"

Willkem hatte schweigend zugehört, jetzt sagte er: „Ich hoffe, Herr Tompsen, Sie haben mich nicht mißverstanden. Ich will nicht, daß die schwergetroffene Frau leer ausgeht, und bitte Sie daher wiederholt, einen Vergleich anzubahnen. Freilich wäre es mir am liebsten, ich hätte die heikle Erbschafts-geschichte gänzlich ruhen lassen."

„Ha, ha," spöttelte der Advocat, „haben auch Sie zu tief in die schönen Augen der jugendlichen Witwe geschaut? Dann wird nichts übrig bleiben, als die Verzichtleistung zu unterfertigen, denn ich kann und werde kein Jota meines Ausspruches widerrufen."

Die Stirne Willkems verfinsterte sich sichtlich.

„Das ist auch durchaus nicht mein Wille, willigt Frau von Willkem in keinen Vergleich, so

möge ein Rechtsspruch entscheiden. Ich lege Alles in Ihre Hände, Herr Tompsen, und bitte Sie nur, mir möglichst jede Begegnung mit der Witwe meines Vaters zu ersparen."

„Gut, gut, ich werde Frau von Willkem nächstens zu mir bitten, um des Vergleiches wegen mit ihr zu conferiren."

Während diesen Worten schüttelte der vielbeschäftigte Mann die Hand Willkems zum Abschied, um sich andern harrenden Parteien zu widmen.

Romuald von Willkem trachtete, bald möglichst fortzukommen, denn die Luft dünkte ihm hier schwül und erstickend.

Den Hut tief in die Stirne drückend, schritt er eilig dahin, bis er sich vor der Stadt, auf freien einsamen Wegen befand.

Hier vor jedem Späherauge sich sicher wähnend, hielt er nun seinen Schritt an und ging langsam, in tiefes Sinnen verloren, weiter.

Die langen Schatten der am Wege stehenden Bäume zeigten, daß die Sonne bereits im Sinken

sei, und ein kalter schneidender Nordwind traf das Gesicht so empfindlich, als trüge er Nadelspitzen in sich.

Romuald achtete nicht darauf, ja, er schien kaum zu wissen, welchen Weg er verfolge, bis er zu einer riesengroßen Eiche kam, an deren Fuß sich der Weg theilte. Hier blieb er stehen und sah empor zu dem blätterlosen Baume, dessen kahle Aeste zu einem unlöslichen Gewirr verschlungen, sich weithin erstreckten.

War es ein Zufall oder der eiserne Wille des Mannes, der ihn gerade heute hierhergeführt hatte?

Heute vor zehn Jahren stand Romuald von Willkem auf derselben Stelle, wuthentbrannt über die Weigerung seines Vaters, das elende Bettelkind auf die Straße zu setzen.

Der wilde, ungebändigte Charakter des jungen Mannes verzehnfachte damals den bitteren Groll im Herzen und stachelte den maßlosen Stolz und Eigendünkel in ihm, dem Sohn des reichen Mannes, auf.

Die Beleidigung, die ihm Amélie angethan, erschien ihm eine tödtliche, die unter Männern nur mit Blut zu tilgen gewesen wäre; hier aber gehörte sich, daß das Mädchen unverzüglich aus dem Hause gejagt werde.

Statt dessen wurde er wie ein verzogenes Kind behandelt, dem man Ruhe empfiehlt, während es in seinem Innern tobte und wüthete.

Er war wie ein Wahnwitziger aus dem elterlichen Hause fortgerannt, und erst hier unter dieser Eiche hatte er angehalten, um endlich einem vernünftigen Gedanken Raum zu geben.

Hier hatte er nach langen Kämpfen und Ringen beschlossen nochmals, als einziger Sohn sein gutes Recht zu fordern; sollte er aber wider Erwarten noch einmal die Demüthigung hinnehmen müssen, daß das aus Gottes Gnaden aufgenommene Straßenkind vorgezogen werde, dann wollte er das väterliche Haus verlassen, um es nicht wieder zu betreten.

An die Eiche gelehnt, hob er die Hand zum Schwur, eher elend zu Grunde zu gehen, als um

eines Haares Breite zu weichen. Und mit dem Starrsinn, der ihn von Kindheit auf beherrschte, hatte er Wort gehalten.

Er war mit dem Wenigen, was er sein Eigen nannte, fortgezogen in ferne Lande, in das Getriebe der Großstädte; und dort hatte der Sohn des Millionärs sich sein kärgliches Brot mit Unterricht erworben, um seine Studien fortsetzen zu können.

Er wollte Arzt werden und hatte in wenigen Jahren sein Ziel erreicht.

Allein der Anfang seiner Praxis war ein höchst kläglicher zu nennen. Wer mochte auch den ernsten, wortkargen Arzt an seinem Krankenlager sehen? Wieder vergingen Jahre, die Romuald von Willkem in Noth und Elend verbrachte, aber nie war ihm der Gedanke gekommen, seine Eltern darum wissen zu lassen.

Endlich war es eine staunenerregende Kur, welche seinen Namen in Aller Mund brachte, und von da an war er einer der gesuchtesten Aerzte.

Um diese Zeit war es, wo er von dem Tode

seiner Mutter Kenntniß erhielt. Schmerzlich bewegt, betrauerte er tief den Verlust der edlen liebevollen Mutter, und er bereute den halsstarrigen Trotz, der ihn von ihr fern gehalten.

Dieser unerwartete Todesfall schien auch nicht wirkungslos an ihm vorüberzugehen. Das bis jetzt von Trotz und Starrsinn umpanzerte Herz öffnete sich milden Regungen, und so kam er zu dem Entschluß, sich wenigstens mit dem Vater zu versöhnen.

Schon war er im Begriff, in seine Heimat zurückzukehren, als er die unglaubliche Nachricht erhielt, sein Vater werde sich demnächst mit seiner Pflegetochter Amélie vermählen.

Dies war der letzte Streich, der für immer trennend zwischen Vater und Sohn fiel.

Romuald wüthete in seinem Innern gegen diese Thorheit; und der Haß gegen das Mädchen steigerte sich auf das Höchste, wenn er daran dachte, daß dasselbe die Stelle seiner im Grunde heißgeliebten Mutter einnehmen sollte.

Und als es Thatsache geworden, als Amélie

eingezogen war in die Heimat, als zweite Frau seines Vaters, da meinte Romuald den herbsten Tag seines Lebens verlebt zu haben.

An diesem Tag, in dieser Stunde hatte er alle Gefühle kindlicher Liebe und Anhänglichkeit eingesargt und in seinem liebeleeren Herzen begraben. Als Wächter vor diesem Grabe aber standen der männlich unbeugsame Stolz und der glühende Haß gegen Amélie von Willkem.

Romuald ahnte damals nicht, wie so bald seinen Vater ein tragisches Geschick ereilen und den lebenskräftigen Mann in ein frühes Grab stürzen werde.

Dieser jähe Todesfall nöthigte ihn, als einzigen Sohn in seine Vaterstadt zurückzukehren, um seine Erbberechtigung geltend zu machen.

Allein der Notar legte ihm das, wenige Tage vor dem Tode verfaßte, Testament seines Vaters vor, nach welchem dessen Witwe Universalerbin, und der Sohn, wenn er sich je melden sollte, auf den Pflichttheil gesetzt war.

Augenblicklich stand bei Romuald fest, daß er

sich nicht also abfertigen lasse, und sollte er auch nichts ausrichten, so wollte er doch wenigstens der Erbschleicherin einen Proceß anhängen, der ihr genug Verdruß einbringen sollte und sie für lange Zeit hinderte, in den freien Besitz des Vermögens zu gelangen.

Er übergab daher Tompsen die Erbschaftsangelegenheit, die sich ganz unvermuthet zu seinen Gunsten wendete.

Romuald von Willkem war aber fest entschlossen, jede Begegnung mit der Witwe seines Vaters strenge zu vermeiden und sich nach Möglichkeit den Anblick des gehaßten Wesens zu ersparen.

Und nun hatte sie der Zufall zusammengeführt, und er, der für einen solchen Moment längst vorbereitet gewesen, um seiner Pflegeschwester die schmählichsten Vorwürfe in's Gesicht zu schleudern, er hatte kein Wort gefunden, um ihr das zu sagen, was der langgenährte Haß in der Tiefe seiner Brust aufgehäuft.

Ja, er war nahe genug daran gewesen, sich von ihren Thränen rühren zu lassen, die gewiß nichts

Anderm galten, als der Furcht, des reichen Erbes verlustig zu werden.

O diese Erzheuchlerin, die vorgab, freiwillig auf das reiche Erbe verzichten zu wollen!

Hielt sie ihn, Romuald von Willkem, wirklich für so beschränkt im Geiste, daß sie ihm so etwas vorzuspiegeln wagte?

Als er sie bei Tompsen fand, war er keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß dieser Besuch von Sorge und Unruhe dictirt war, und sie sich nur von der genauen Sachlage unterrichten wollte, um nöthigenfalls eine Aussöhnung und einen Vergleich herbeiführen zu können.

Das Letztere mochte geschehen, eine Versöhnung gab es zwischen ihnen nie und nimmer!

Das Herz Willkems überwallte neuerdings von bitterm Groll und wie damals vor zehn Jahren hob er die Hand zum Schwur, aber ehe noch die Gedanken den erbitterten Gefühlen Ausdruck geben konnten, sank die erhobene Rechte wieder und Romuald wandte sich jäh um.

Neben ihm war der Schatten eines Mannes aufgetaucht, der hinter seinem Rücken stehend, ihn vielleicht schon länger beobachtet hatte.

Willkems finsterer Blick streifte die Gestalt dieses Mannes, der den untern Ständen anzugehören schien und ehrerbietig den Hut zog.

Es schien, als wolle er vorübergehen, doch nach einigen Schritten besann er sich anders, blieb stehen und sagte:

„Herr von Willkem erkennen mich nicht mehr, ich habe Sie sofort erkannt. Ich bin Thomas, der Gärtner Ihres seligen Vaters, und stehe jetzt im Dienst der jungen Frau."

Obschon sich Romuald nur sehr unklar auf den Mann erinnern konnte, so knüpfte er doch ein Gespräch an, was anfänglich zwar sehr einsilbig geführt wurde, nach und nach aber für Willkem an Interesse gewann, besonders als der Gärtner des Sekretärs erwähnte, der durch den verstorbenen Willkem eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt geworden.

„Wo Sie hinkommen, gnädiger Herr," fuhr

Thomas, einmal in Redefluß gekommen, eifrig fort, „werden Sie nur das Lob dieses Mannes singen hören, ich aber sage Ihnen: Hüten Sie sich vor diesem Duckmäuser, der zu Allem fähig ist.

„Die Welt hat Herrn Alberti nur immer in der scheinheiligen Maske gesehen, ich aber habe ihn beobachtet, wenn er sich unbeachtet glaubte, und habe daraus meine Schlüsse gezogen.

„Täglich bedaure ich die arme Frau, die so ganz in seiner Macht zu stehen scheint und nicht den Muth und auch nicht die nöthige Kraft hat, sich gegen seinen Einfluß zu wehren."

„Und vielleicht auch nicht den Willen," warf Willkem ein.

„Hm, was soll sie thun? Kann sich die Taube wehren, wenn der Raubvogel sie mit seinen Krallen erfaßt? Ich sage Ihnen, Herr von Willkem, Sie werden von Alberti noch etwas erleben, worüber ich jetzt aus guten Gründen schweige. Ich wollte Sie nur aus alter Anhänglichkeit warnen, gnädiger

Herr, denn Guido Alberti läßt sich nicht in's Gehege gehen."

Die Stirne Romualds zog sich in finstere Falten. „Ich habe mit Frau von Willkem nichts zu thun, und so wird mir auch der Sekretär ferne bleiben," sagte er; ob aber der Mann diese Worte vernahm, war zweifelhaft, denn er hatte sich so eilig entfernt, als fürchte er, zu viel gesagt zu haben.

Willkem ärgerte sich jetzt, mit diesem Menschen gesprochen zu haben, der gegen Alberti feindlich gesinnt zu sein schien und sich an ihm nach Dienerart rächte.

Alberti war ein allgemein geachteter Mann, von dem eigentlich Niemand etwas Böses zu sagen wußte, und wenn er wirklich, wie man hier und da meinte, seinen Vortheil im Auge hatte, so war es im Grunde natürlich; ebenso erklärlich war es, daß er die junge reiche Witwe für sich zu gewinnen suchte.

Und Amélie? — Ein spöttisches Lächeln umspielte die Lippen Romualds.

Amélie trug der Welt wegen den Trauerschleier,

dann aber — man sagte ja, Alberti sei ein schöner Mann — was Wunder also, wenn sie ihn Andern vorzog, die von der Natur weniger begünstigt, ihr als Häuptlinge wilder Völkerstämme erschienen.

Frau von Willkem hatte Recht, wenn sie in zweiter Ehe nach ihrem Geschmack wählte!

Mit diesen Gedanken sollte vorläufig das Interesse für die junge Witwe seinen Abschluß finden.

Romuald bemerkte, daß es bereits dämmerig wurde, und da er ziemlich weit von der Stadt entfernt war, trat er seinen Rückweg an.

Langsam und gemessen schritt er dahin, als sei er für die rauhe Witterung gänzlich unempfindlich, und als er die Stadt erreicht hatte, machte er einen bedeutenden Umweg, um — am Palais Willkem vorüber zu kommen.

Warum sollte er sich das Haus nicht ansehen, wo sein Vater die letzten Lebenstage verbracht?

Freilich, am hellen Tage hätte ihn keine Macht dahin gebracht, aber jetzt, wo es bereits Nacht ge-

worden, konnte er es wagen, ohne fürchten zu müssen, der gehaßten Frau zu begegnen.

Trotzdem sich Willkem dies zur Beruhigung sagte, fühlte er sich doch in einem gewissen Grade erregt, als er in die Straße einbog, wo sich Améliens Palais befand.

Dicht vor demselben hielt er an, während sein Blick das schöne Gebäude überflog, welches wie verlassen und ausgestorben erschien; in dem sich kein Laut regte, kein Lichtstrahl sichtbar war.

Das düstere, stille Haus, in dem noch vor Kurzem so viele heitere Feste gefeiert worden waren, wirkte förmlich beängstigend auf das Gemüth, besonders da er sich nicht gänzlich frei von jeder Schuld wußte.

Mochte sich auch Romuald mit den überzeugendsten Gründen einreden, daß er nur gehandelt, wie er mußte, es ließ sich doch die Stimme in seinem Innern nicht zum Schweigen bringen, die ihm seine Unversöhnlichkeit zum Vorwurf machte.

Und Diejenige, die an all' dem Unheil Schuld

war, sie fühlte vielleicht nicht den geringsten Kummer, Sie lebte der Sitte gemäß still und zurückgezogen in diesen Mauern, um nach einem Jahr den Witwenschleier mit dem Brautkranz zu vertauschen.

Und er, Romuald von Willkem?

Was kümmerte sie derjenige, den sie aus dem Hause, aus den Herzen der Eltern verdrängt, um sich selbst als fremder Eindringling einzunisten und einst das reiche Erbe an sich zu reißen.

„Fluch Dir, Amélie!“ wollte er rufen, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen, denn in diesem Augenblick öffnete sich ihm gegenüber ein Fenster der ersten Etage, aus dem nun heller Lichterglanz quoll, und eine große, schlanke Gestalt, den Kopf in schwarze Schleier gehüllt, wurde sichtbar.

Es war zweifellos Amélie von Willkem, welche mit gefalteten Händen emporschaute zum sternenbesäeten Himmel und endlich das Taschentuch vor das Gesicht pressend, heftig zu weinen schien.

Romuald starrte unbeweglich hinauf, als sei eine überirdische Erscheinung sichtbar, und erst als

ein junges Mädchen kam und die Weinende mit sanfter Gewalt vom Fenster entfernte, seufzte er wie aus einem schweren Traum erwacht, tief auf, und entfernte sich so eilig, als dächte er erst jetzt daran, wo er sich befinde.

Welche Befriedigung für Romualds haßerfülltes Herz wäre es gewesen, hätte er geahnt, daß er selbst Amélie die heißen Thränen entlockt.

Sie hatte gehofft und erwartet, daß er ihr versöhnt die Hand reichen, ihr Freund und Stütze sein werde, denn sie hatte die kindische Beleidigung längst vergessen geglaubt, für die sie schon so oft im Innern Abbitte geleistet.

Und nun war er ihr als unversöhnlicher Feind gegenübergestanden, jede freundschaftliche Annäherung mit herben, spöttischen Worten zurückweisend.

O, wie thöricht war sie, auch nur einen Moment an Versöhnung zu denken, bei einem Manne, der jeden wärmeren Gefühles unfähig schien.

Amélie hatte sich all' dieses unzählige Male in

allen möglichen Umschreibungen gesagt, dennoch fühlte sie sich gerade heute verlassener als je zuvor.

Hilda hatte keine leichte Aufgabe, die verzagende Frau zu trösten und konnte nicht begreifen, wie diese sich einer solchen Muthlosigkeit hingeben konnte. Umsonst drang sie in die Freundin, ihr zu vertrauen; Amélie brachte es nicht über die Lippen, welch' schnöde Zurückweisung sie heute erfahren und wie sehr sie der Gedanke ängstigte, Romuald zum Feind und Gegner zu haben. Sie wußte, daß er sie erbarmungslos verderben werde, sobald er eine Waffe gegen sie findet, und daß ihm diese mit dem Testament in die Hand gegeben sei.

Wenn er in dasselbe Einsicht nahm — die Schriftzüge genau prüfte? Entsetzlich! Amélie von Willkem eine Verbrecherin! —

Mit einem Aufschrei, den die Qual des gefolterten Herzens auspreßte, barg sie das Gesicht in die Kissen der Ottomane und schluchzte laut.

Hilda stand einem derartigen Ausbruch der

Gefühle rathlos gegenüber und war in ihrem Innern froh, als die Freundin bat, sie nun allein zu lassen.

Das junge Mädchen war zwar vorbereitet, daß Amélie noch um den Gatten trauern werde, aber dies war mehr als Schmerz, dies war die höchste Trostlosigkeit.

Sie war, wenn auch entfernt lebend, von allen Vorkommnissen im Hause Willkem genau unterrichtet gewesen und hatte die Meinung der Welt getheilt, Amélie trauere nur zum Schein und Guido Alberti besitze die Fähigkeit, die junge Witwe zu trösten.

Und nun hatte sie Alles so ganz anders gefunden. Amélie war eine nervöse, reizbare Frau geworden, die sich einem übertriebenen Schmerz hingab — und Alberti?

Hildas Gedanken blieben wie gebannt an diesem Namen haften.

Guido Alberti! Der Name war ihr unbekannt, aber diese Züge; — es war fast unmöglich, daß sie sich täuschte, und doch mußte es so sein.

Alberti hatte sich nicht nur die Gunst und

das Vertrauen Willkems erworben, sondern war auch ein allgemein geachteter Mann.

Und am Ende war eine derartige Aehnlichkeit möglich, vielleicht hatte Alberti einen Doppelgänger?

Trotz den angeführten Gründen fühlte sich Hilda doch nicht beruhigt und sie nahm sich vor, den jungen Mann unbemerkt zu beobachten.

Für heute aber, wo Amélie wahrscheinlich schon die Ruhe der Nacht genoß, wollte auch sie damit nicht säumen; da sie aber noch einige Befehle zu ertheilen hatte und die leidende Frau im Nebenzimmer durch den Klang der Glocke nicht stören wollte beschloß sie, selbst hinauszugehen, um Nora zu suchen, die sich wahrscheinlich in den unteren Räumlichkeiten, die für die Dienerschaft bestimmt waren, aufhielt.

Hilda nahm ein Tuch über den Kopf, zündete eine Kerze an, und ging leise hinaus. Sie hatte heute noch keine Gelegenheit gehabt, sich in den Räumlichkeiten des Hauses zurechtzufinden und ging jetzt eine kleine Treppe hinab, wo sie ihrer Meinung

nach in die Küche kommen mußte, und dort eines der Hausmädchen zu finden hoffte.

Am Ende der Treppe angelangt, befand sie sich in einem langen, schmalen Gang, der einige Thüren zeigte. Ringsum war es unheimlich stille und das spärliche Kerzenlicht reichte nicht hin, das unsichere Halbdunkel zu verscheuchen.

Das junge Mädchen kannte keine Furcht. Auf- S. 125
merksam lauschte es, ob sich Niemand hören lasse, und dem scharfen Ohre entgingen nicht die einzelnen Laute einer Mädchenstimme.

Dort am Ende des Ganges mußte die Küche sein, dort wurde gesprochen. Hilda zauderte keinen Augenblick, weiter zu gehen, als sie aber glaubte am Ende zu sein, bemerkte sie eine Biegung, die in eine Art Vorraum führte. Sie hatte aber nicht Zeit sich näher umzusehen, denn ein scharfer Luftzug, wie von einem offenen Fenster, verlöschte momentan das Licht und sie befand sich in vollkommener Finsterniß.

Darauf war Hilda denn doch nicht gefaßt ge-

wesen, und es überrieselte sie unwillkürlich ein Schauer.

Die erste Regung war, sich tastend zurechtzufinden, um wieder die Treppe zu erreichen, aber ehe sie dies ausführen konnte, ertönte in ihrer unmittelbaren Nähe wieder die schon früher gehörte Stimme, ohne daß Hilda entnehmen konnte, woher die Laute kamen.

„Liebst Du mich wohl gewiß, Alberti?“ fragte das Mädchen.

„Mein Gott, wie oft soll ich es Dir noch betheuern, Nora,“ erwiderte dieser ungeduldig.

„Zürne mir nicht,“ sprach das Mädchen im weinerlichen Tone. „Ich will Dir ja glauben, aber Du kannst es mir nicht verargen, wenn es mich manchmal dünkt, ich sei nur das Werkzeug Deiner hochfliegenden Pläne.“

„Sind es hochfliegende Pläne, wenn ich darnach trachte, uns eine Zukunft zu gründen? Wenn Du mir nicht weiter gefällig sein willst, so werde ich wohl auch allein damit fertig werden, Frau von

Willkem zu beobachten. Du scheinst ohnedies nicht dazu zu taugen; Du hast sie heute ausfahren und wieder nach Hause kommen lassen, ohne daß Du weißt, wo sie war, statt darüber den Kutscher auszuforschen."

„Forsche ihn aus, wenn Du kannst," unterbrach ihn Nora unwillig. „Als die Frau ausfuhr, war Fräulein Goldegg bis zur Abfahrt an ihrer Seite, und bei der Heimkehr war sie auch die Erste am Wagenschlag; mich aber überschüttete sie mit Aufträgen, von denen ich in der nächsten Minute nicht die Hälfte wußte."

„Das Mädchen muß wieder aus dem Hause, dies ist entschieden," rief Alberti erregt.

„Nun ja, bequem ist es eben nicht, eine solche Spionin neben sich zu haben," versetzte Nora, „aber in einer Art ist es mir lieb, wenn die Frau eine Ehrenwache im Hause hat, denn, wenn Du auch noch so finster schaust, ich kann mir nicht helfen, ich bin einmal eifersüchtig auf sie. Du bist ein feiner Mann,

sie eine noble, schöne Dame, Du bist arm, sie ist reich, — soll man da nicht fürchten?“

Einen Augenblick war Alles still; Hilda wagte kaum zu athmen und tastete sich unhörbar in eine Ecke.

„Dies soll das letzte Mal gewesen sein, daß Du mich mit Deiner Eifersucht quälst,“ ließ sich endlich Alberti vernehmen. „Was ich thue, geschieht um unserer Zukunft willen. Wenn ich von dem Thun und Handeln der Frau unterrichtet sein will, so geschieht das nur, um nicht etwa einem Andern das Feld räumen zu müssen, denn muß ich aus dem Hause, so ist es zwischen uns Zwei aus.

„Und nun wiederhole ich Dir: Hilda von Goldegg muß fort um jeden Preis; suche sie zu vertreiben, denn sie ist für uns und unsere Zukunft eine unberechenbare Gefahr.“

„Wenn Du es durchaus willst, will ich darüber nachdenken,“ sagte Nora zögernd. „Aber nun, Alberti, verlösche das Licht, ich muß hinauf, man könnte mich suchen.“

Hilda schlug das Herz hörbar, als sie diese

Worte hörte, denn sie hatte keine Ahnung, wo die Beiden herauskommen, und welchen Weg sie nehmen würden.

Jetzt öffnete sich eine Thür.

„Hu, wie es hier kalt ist," sagte Nora, während Hilda deren Kleid an sich streifen fühlte.

Auch Alberti ging so nahe an ihr vorüber, daß nur die völlige Ahnungslosigkeit, daß sich hier Jemand befinden könne, Hildas Anwesenheit nicht verrieth.

Hilda hörte, wie Beide, mit der Oertlichkeit vertraut, sich rasch entfernten, sie aber hielt die Angst noch lange Zeit an diesem unheimlichen Ort gefesselt.

Erst als sie sich überzeugte, daß wirklich Alles stille blieb, versuchte sie tastend weiter zu finden, was aber bei ihrer ängstlichen Befangenheit schlecht gelang.

Von Angst und Grauen erfüllt, hatte sie die Treppe verfehlt, und erst nach wiederholtem Hin- und Hergehen fand sie zufällig die erste Stufe.

Nun war es allerdings gewonnen, denn oben

wußte sich das geängstigte Mädchen bald zurecht zu finden.

In ihrem Zimmer angekommen, fiel sie erschöpft auf einen Stuhl, und es dauerte lange, bis sie sich von der ausgestandenen Angst und Aufregung erholte.

* * *

Der interessante Prozeß der jungen Witwe machte viel von sich reden, wobei Romuald von Willkem keine geringe Rolle spielte.

Vor zehn Jahren hatte man den häßlichen jungen Mann nicht im Geringsten beachtet, heute war es anders. Obwohl man nie recht gewußt, warum er so consequent dem Vaterhause fern blieb, so vermuthete man desto mehr und sprach sogar davon, Willkem habe den einzigen Sohn verstoßen, was nun auch dessen letzte Willensmeinung zu bestätigen schien.

Vor wenigen Wochen aus einer fernen Residenzstadt in die Heimat zurückgekehrt, wußte man doch

bereits, daß er dortselbst zu den gesuchtesten Aerzten zählte und war nicht säumig, ihm die Fortsetzung der Praxis zu bieten.

Romuald von Willkem wußte ganz gut, daß er das Object unverschämter Neugierde sei, dennoch folgte er jedem Rufe, der an ihn erging.

Freilich fühlten sich die Meisten sehr enttäuscht, denn Willkem war fast genau so häßlich, als er vor zehn Jahren gewesen, und nur das dunkle, flammensprühende Auge verschönte momentan die eigenartigen Züge. Zudem war er fast immer finster und wortkarg, obschon man mit Vergnügen dem melodiösen Wohlklang seiner Stimme lauschte.

„Doctor Willkem ist ein Phantast," hieß es, häufig wurde jedoch hinzugefügt: „aber ein äußerst interessanter Mann — schade um ihn!"

Romuald von Willkem kümmerte sich nicht im Geringsten um das, was man über ihn sprach; das lebhafte Interesse, welches man seiner Persönlichkeit entgegenbrachte, war für ihn von doppeltem Nutzen. Erstens befand er sich durchaus nicht in so glänzen-

den Verhältnissen, daß ihm das Aufgeben seiner Praxis nicht empfindlich gewesen wäre, und dann blieb ihm weniger Zeit, an den leidigen Prozeß zu denken.

Er hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, Amélie werde in den Vorschlag Tompsens hinsichtlich eines Vergleiches unverzüglich willigen, indeß hatte sie mit Festigkeit erklärt, daß sie nicht darauf eingehe.

Tompsen hatte es nicht an Mühe fehlen lassen, ihr das hoffnungslose Prozessiren ihrerseits klar zu machen, dennoch beharrte sie bei der ausgesprochenen Erklärung, und so blieb kein Zweifel, daß Romuald in den Besitz des reichen Erbes gelangen werde.

Dies war es aber, was ihn unausgesetzt quälte, denn er sagte sich, daß die Weigerung Amélіens eine Verzichtleistung in anderer Form sei. Und er wollte sich nichts schenken lassen von einer Frau, die ihm Alles geraubt, durch die er hinausgestoßen war in die Welt, bestimmt, sein Dasein einsam und liebeleer zu verbringen.

Tage und Wochen hatte er mit sich gekämpft, bis er endlich zu dem Entschluß gekommen war, Amélie selbst zu sprechen.

Er wollte ihr mit kurzen Worten sagen, daß ihn ihre Weigerung beleidige, daß sie um jeden Preis die Großmüthige spielen wolle und er dies nimmer dulden und annehmen werde, kurz, er wollte all die Bitterkeit, die er in seinem Innern darüber fühlte, unumwunden aussprechen.

Mit diesem Vorsatz schlug er eines Tages den Weg zum Hause Willkem ein, aber es kostete noch einen harten Kampf, ehe er den hellglänzenden Knopf der Glocke in Bewegung setzte. Auch klang die Stimme eigenthümlich beklommen, als er dem Diener die Karte mit der Weisung, ihn zu melden übergab.

Doctor Willkem hatte nicht lange zu warten, denn schon nach wenigen Minuten befand er sich im Salon.

Sein Blick überflog das luxuriös ausgestattete Gemach, wo er sich allein sah.

Nun konnte er wenigstens seine Gedanken ordnen, und die Worte regeln, um gleich von vorneherein zu zeigen, daß jede freundschaftliche Annäherung ausgeschlossen sei, denn Romuald zweifelte keinen Augenblick daran, daß seinem Besuch diese Auslegung unterschoben werde.

Als er mit sich im Reinen zu sein glaubte, nahm er ein Album zur Hand und blätterte es zerstreut durch; noch war er damit nicht zu Ende als sich die Portière öffnete und Amélie von Willkem erschien.

Mit einer raschen Bewegung legte Romuald das Album auf den Tisch und begrüßte die Herrin des Hauses, mit einer tiefen, stummen Verbeugung, denn es war ihm unmöglich, auch nur ein Wort zu sprechen; bei dem Anblick der reizenden, jungen Frau überkam ihm eine unerklärliche Befangenheit.

Amélie hingegen begrüßte mit der Routine der feinen Weltdame den gänzlich unerwarteten Besuch und mit der schmalen Rechten auf einen Stuhl deutend, sagte sie ruhig und kalt: „Bitte Herr Doctor!“ während sie selbst sich auf dem Sopha niederließ.

Willkem hatte wenig im gesellschaftlichen Verkehr gelebt, daher er sich der peinlichsten Verlegenheit ausgesetzt fühlte, umsomehr als ihm Améliens Benehmen den Rest seiner Fassung raubte.

Nicht an ein einziges, armseliges Wort konnte er sich erinnern; all das was er sagen wollte, es war in seinem Gedächtniß wie ausgelöscht.

Und wieder war es Amélie, welche mit Gewandtheit die peinliche Situation zu beherrschen suchte, indem sie ihm mittheilte, daß Herr Tompsen sie unlängst zu sich beschieden hatte.

Nun war die Gelegenheit geboten, wo Willkem das aussprechen konnte was ihn drückte, und er ließ sich diese auch nicht entschlüpfen.

„Eben diese Angelegenheit führte mich hierher," sagte er. „Herr Tompsen ist noch immer der Meinung, daß ein Vergleich das Klügste wäre und die Sache am schnellsten zu Ende führen würde. Da Sie bis jetzt seinen Rath verschmäht haben, so bin ich selbst gekommen, Ihnen zu sagen, daß es mein Wunsch und Wille ist." — —

„Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Doctor," unterbrach ihn Amélie. „Es möge das Gesetz entscheiden, und wem das Recht zuerkannt wird, der möge sich dessen erfreuen."

Willkems Auge flammte auf, als er sich mit seinen eigenen Worten geschlagen fühlte.

„Und wissen Sie, gnädige Frau, was Sie mir damit bieten? — eine Verzichtleistung in anderer Form."

„O, glauben Sie das nicht Herr Doctor," rief Amélie, „von diesem edelmüthigen Gedanken bin ich längst abgekommen. Wenn das Gericht mich als rechtmäßige Erbin anerkennte, ich würde das Vermögen bis auf den letzten Heller ohne die geringsten Gewissensbisse annehmen."

Das war wieder eine Wendung, auf die Romuald nicht gefaßt war; er hatte erwartet, daß Amélie ein zweitesmal auf ihren großmüthigen Antrag zurückkommen werde.

„Und wenn Sie, wie voraussichtlich, den Prozeß verlieren?" sagte er mit etwas unsicherer Stimme.

„Darüber werde ich mich zu trösten wissen."

„Jetzt sind Sie Millionärin und dann?"

„Werde ich mich in einfache Verhältnisse fügen. Jetzt aber, Herr Doctor, bitte ich, dieses unerquickliche Thema fallen zu lassen, denn ich bin Willens, mich nicht weiter um die Sache zu kümmern, bis man mir seinerzeit die Entscheidung zustellt."

„Ist das Ihr fester Entschluß, gnädige Frau?"

„Ich hoffe, Sie werden nicht daran zweifeln."

Willkem stand auf, aber man sah, daß ihm noch ein Wort auf den Lippen schwebte, die der fest=geschlossene Mund nicht aussprechen wollte, endlich aber preßte er hervor: „Und wenn ich Sie um meines Vaters willen bitte, Ihren widersinnigen Entschluß aufzugeben?"

„Auch dann werde ich ihn aufrecht erhalten."

Romuald von Willkem trat einen Schritt näher; sein flammender Blick bohrte sich in ihr Auge, das voll auf den Todfeind gerichtet war und schien sich zu versenken bis in die Tiefen ihres Herzens, aber er sprach kein Wort weiter.

Nach einer stummen Verbeugung schritt er hinaus, ohne sich umzusehen, und doch war es ihm gewesen, als habe eine Stimme: Romuald! gerufen.

Hastig stieg er die Treppe hinab, ohne Alberti zu gewahren, der im Vestibül stand und ihm finsteren Blickes nachschaute.

„Oho, ist es schon so weit, daß er Besuche macht," murmelte er, „dann ist es wohl höchste Zeit einzugreifen."

Und als sich die Thür hinter Romuald von Willkem geschlossen, stieg er langsam in die erste Etage hinauf, und als man ihm sagte, Frau von Willkem befinde sich im Salon, begab er sich unverzüglich dahin.

Amélie lehnte in der Ecke des Sophas, den Kopf in die Hand gestützt. Sie schien sehr angegriffen, dies verriethen die bleichen, schmerzlich bewegten Züge, das thränenumflorte Auge, der wehmüthige Ausdruck des fein geschnittenen Mundes.

Es that ihr unendlich weh, daß Romuald in

erneutem Groll von ihr geschieden, aber konnte sie anders handeln?

Mußte sie nicht froh sein, wenn das Erbe, dessen Besitz sie zur Verbrecherin machte, in die rechtmäßigen Hände überging?

Nein, nicht einen Heller wollte sie davon!

Hatte sie ihn unschuldigerweise aus dem Vaterhause vertrieben, so sollten wenigstens jetzt seine alte Heimat und all' die aufgehäuften Reichthümer sein Eigen werden.

Wie konnte sie sich aber von Alberti, dieser Judasseele loskaufen?

Opferte sie auch nur einen geringen Theil von dem, was ihr blieb, so war sie einem mehr als bescheidenen Loos anheimgegeben.

Und doch mußte sie sich dazu entschließen, war sie ja doch seine Mitschuldige.

Ein Seufzer aus tiefster Brust entquoll den Lippen der jungen Frau und die Hand sank wie ermattet in den Schoß, aber noch immer bemerkte sie nicht, daß sie von Alberti längst beobachtet werde.

Endlich trat er vor und begrüßte Frau von Willkem mit ironischer Ehrfurcht, während sie sich jäh erhob, als wollte sie sich entfernen.

Alberti schien zwar diese Bewegung nicht zu bemerken, doch trat er ihr wie zufällig in den Weg und nöthigte sie stehen zu bleiben.

„Entschuldigung, gnädige Frau, wenn ich störe," sagte er artig, „allein ich habe eine Bitte an Sie zu stellen."

Amélie ließ sich schweigend wieder nieder, und Alberti benützte einen Stuhl, der in ihrer unmittelbaren Nähe stand.

Es schien doch, daß er in der Wahl seiner Worte verlegen war, denn eine längere Pause trat ein, während Amélie ein Buch vom Tisch nehmend, etwas darin zu suchen schien.

Der glühende Blick des jungen Mannes haftete verzehrend auf ihr, und obgleich sie das Auge nicht erhob, schien er sie doch zu beunruhigen, denn mit nervöser Hast legte sie das Buch wieder hin und sagte: „Sie wollten mir eine Bitte vortragen?"

„Ja, gnädige Frau, und die besteht darin, mir endlich eine Stellung zu sichern, die mich vor Zweideutigkeiten und Ausschreitungen der Untergebenen bewahrt. Ich befinde mich seit nahezu zwei Jahren in Ihrem Hause, und hoffe, daß ich durch meine stets bewiesene Ergebenheit Ihnen näher gerückt und mich nun kühn Ihren Freund nennen darf, als solcher verlange ich auch die Rechte desselben. Mir war bisher die Leitung des Hauses und aller Angelegenheiten bedingungslos anvertraut und ich hoffe, daß es auch ferner so bleiben wird."

Die letzteren Worte sprach Alberti mit besonderem Nachdruck, während sich Amélie aus ihrer nachlässigen Haltung aufrichtete.

„Ich glaube Ihnen schon einmal bemerkt zu haben, daß Ihres Bleibens hier nimmer länger sein kann. Doctor Willkem war eben hier, und aus seinem Munde habe ich neuerdings die Bestätigung gehört, daß das Testament ungültig erklärt wird."

„Und was folgt daraus?"

„Daß ich dieses Haus sammt Mobiliar dem-

nächst verkaufe, um mich in einfache Häuslichkeit zurückzuziehen. Dann werde ich aber weder zur Verwaltung meines geringen Vermögens, noch zur Ueberwachung der häuslichen Ordnung Jemanden benöthigen."

„Noch ist der Prozeß nicht verloren, auch ein Tompsen kann sachfällig werden. Im schlimmsten Falle wird es aber doch zu einem Vergleich kommen müssen."

„Nie und nimmermehr werde ich darauf eingehen!" rief Amélie erregt.

„Ich denke, gnädige Frau, darüber haben wir Beide zu entscheiden — wir sind doch Verbündete?"

Amélie machte eine abwehrende Bewegung, während Alberti, darauf nicht achtend, fortfuhr: „Ueberhaupt glaube ich, ist es an der Zeit, in unsere gegenseitige Stellung Klarheit zu bringen. Sie wissen so gut wie ich, daß ich, sagen wir aus Anhänglichkeit für Sie, zum Verbrecher geworden bin. Mein ganzes Streben ging dahin, Ihnen das reiche Erbe zu sichern, was mir leider durch Satans Blendwerk

und durch die gänzlich unerwartete Rückkehr des verlorenen Sohnes nicht gelingen wird.

„Dennoch werde ich bestrebt sein, das zu retten, was noch zu retten ist, dazu muß ich aber ein Recht haben, und dieses Recht, Amélie sollen Sie mir heute — jetzt in dieser Stunde zuerkennen."

Es war das erste Mal, daß Alberti also zu sprechen wagte, daher auch die junge Frau mit einem Gemisch von Erstaunen und Entrüstung zu ihm aufschaute, aber noch immer keine Ahnung von dem hatte, was nun kommen sollte.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, dann aber begann Alberti von Neuem in erregtem Tone:

„Ihr bisheriges Benehmen hat mich schmerzlich empfinden lassen, daß Sie wenig Sympathie für mich fühlen, und doch drängt es mich, Ihnen zu gestehen, daß ich von dem Augenblick, wo ich Sie zum ersten Mal erblickte, nur ein Gedanke, ein Sehnen mich beseelte — Sie zu besitzen, Amélie!"

Bei diesen Worten schnellte die junge Frau

entsetzt empor, aber Alberti zwang sie fast gewaltsam, sich nieder zu lassen.

„Bleiben Sie," sagte er finster, „und hören Sie weiter: „Ich malte mir einst diese Stunde anders aus und hoffte, daß in derselben Herz um Herz getauscht, daß das Geständniß meiner leidenschaftlichen Liebe in Ihrem Herzen den heißersehnten Widerhall finden werde.

„Bald aber überzeugte ich mich, daß ich auf dies Glück verzichten müsse. Während meine heiße Liebe mit jeder verronnenen Stunde verzehrender in meinem Herzen loderte, schien sich Ihre anfängliche Gleichgültigkeit in Abneigung zu verwandeln, und heute weiß ich, daß Sie mir Ihre Hand nur unter den zwingendsten Umständen zum ehelichen Bunde reichen werden.

„Diese traurige Erkenntniß soll mich jedoch nicht hindern, um Sie, theure Amélie, in aller Form zu werben, mit der Bitte, daß Sie mir gestatten, Sie von dieser Stunde an meine Braut nennen zu dürfen!"

Bei diesen Worten suchte sich Alberti der kleinen Hand zu bemächtigen, Frau von Willkem aber entriß sie ihm unwillig, während Blick und Züge Zorn und Verachtung ausdrückten.

„Es ist genug, Herr Alberti," sprach sie mit bebender Stimme. „Wenn ich bis jetzt aus übertriebenem Zartgefühl gezaudert, Sie zu entlassen, so zeigt mir Ihre unverschämte Sprache, wie Unrecht ich daran gethan, und veranlaßt mich zu der Erklärung, daß ich Sie in meinem Hause keinen Augenblick länger dulde."

Albertis Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln.

„Wie schön Sie sind in Ihrem heiligen Zorn," sagte er höhnisch; „ich hätte nicht geglaubt, daß sich eine so sanfte Frau also ereifern könne. Uebrigens war ich auf diesen Ausfall gefaßt; ich wußte genau, was kommen werde, denn die Frauen geben sich leider immer ohne Ueberlegung ihren Gefühlen hin."

„Wollen Sie mich verhöhnen?"

„Keineswegs, theure Amélie. Ich will Ihnen

nur Zeit lassen, sich zu fassen, und wenn die erste Erregung vorüber ist, werden Sie hoffentlich einsehen, daß es das Klügste ist, sich meiner Bitte und meinen Wünschen zu fügen."

„Ich fürchte Ihre Drohungen nicht, denn der Schuldige sind Sie allein, während ich mich nur des allerdings schweren Fehlers schuldig gemacht, darüber zu schweigen."

Alberti lachte gezwungen auf, während sich seine kalte Hand schwer auf den Arm der jungen Frau legte.

„Sind Sie wirklich so naiv, Amélie," sagte er, ihr fest in's Auge blickend, „daß Sie nicht wissen, wer von uns Beiden für den Hauptschuldigen gehalten wird? Ich gewiß nicht! Ich habe aus Liebe und Anhänglichkeit das unglückselige Papier angefertigt, die Anstifterin waren aber Sie, denn nur Ihnen allein kam der Besitz des Vermögens zu Gute, also werden die Richter urtheilen. Und selbst wenn man strenger mit mir verfährt, was ist's darum? Anders ist es aber, wenn eine Frau auf

der Anklagebank zu sehen ist — die schöne, gefeierte Willkem! Welch' interessanter Prozeß!"

Amélie erhob sich ungestüm. Jeder Tropfen Blut schien aus ihrem Antlitz gewichen.

„Satan in Menschengestalt!" preßte sie mit bebenden Lippen hervor.

Alberti schien zu fürchten, doch zu weit gegangen zu sein, denn mit völlig verändertem, tieftraurigem Ton flehte er: „Verzeihung, Amélie, ich rede im Wahnsinn! Sprechen Sie ein Wort der Hoffnung, und ich will Ihr Sklave sein."

Und mit einer raschen Bewegung die junge Frau umschlingend, rief er leidenschaftlich:

„Verstoß mich nicht, Amélie — werde mein!"

„Eher will ich des Todes sein, als solch' einem Elenden angehören!" Mit diesen Worten rang sich Amélie mit ungeahnter Kraft los und verschwand blitzesschnell hinter der Portière.

Während Frau von Willkem durch eine der Thüren entfloh, trat durch die entgegengesetzte Hilda von Goldegg ein. Das Mädchen sah sehr bleich

aus und der wogende Busen verrieth eine heftige innere Bewegung.

Hilda trat furchtlos näher, den Blick voll auf den jungen Mann gerichtet.

„Ich war wider Willen Zeuge der eben stattgefundenen Scene und bitte Sie daher, mir eine Viertelstunde zu widmen.“

Diese Worte waren in einem Tone gesprochen, die von vornherein jeden Widerspruch ausschloß, und Alberti ließ sich wirklich auf den Stuhl nieder, den sie ihm hinschob.

„Nach den Vorbereitungen, die Sie treffen, scheint unsere Unterhaltung nicht von so kurzer Dauer zu sein,“ bemerkte er leichthin.

„Es kommt ganz auf Ihre Willfährigkeit an, denn ich habe ein doppeltes Verlangen an Sie zu stellen. Erstens müssen Sie bis längstens morgen dieses Haus verlassen haben, und weiter werden Sie sich verpflichten, Frau von Willkem nie mehr zu behelligen, in welcher Art es auch immer sei.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, mit welchem Rechte Sie so stricte Bedingungen stellen?“

Das junge Mädchen antwortete nicht, sondern griff in die Tasche und holte einen seltsam klirrenden Gegenstand hervor, der sich endlich als eine Handschelle mit einigen Gliedern einer Kette zeigte, wie sie Sträflingen angelegt werden.

Alberti wurde bei diesem Anblick erdfahl, und die dunklen Augen glühten, wie die eines sprungbereiten Raubthieres.

„Was soll das?“ brauste er mit rauher Stimme auf.

„Ihr tiefes Erbleichen sagt mir, daß Sie sich die Antwort auf diese Frage am besten selbst geben können, doch will ich Ihrem Gedächtniß, soweit es Ihnen untreu geworden ist, zu Hilfe kommen.

Vor fünf Jahren machte ich mit meinem Vater eine Reise, wobei er einen intimen Freund, den Director der Strafanstalt zu S. besuchte.

Mein Vater hatte beabsichtigt, nur wenige Tage dort zu verbleiben, doch daraus wurden Wochen,

und ich ließ es mir gerne gefallen, denn ich hatte mit der Tochter des Directors innige Freundschaft geschlossen. Eines Tages erzählte mir diese, daß sich seit Kurzem ein arger Verbrecher, ein zweifacher Mörder in der Anstalt befinde, dem seines musterhaften Betragens wegen einige Vergünstigungen gestattet werden, und da sei es im Garten gewesen, wo sie ihn gesehen.

„Es habe sie aber das höchste Erstaunen erfaßt bei dem Anblick des schönen, feinen Mannes, der Manieren habe wie ein Cavalier, kurz, sie machte mich neugierig, ohne daß ich ahnte, wie so bald diese meine Neugierde befriedigt werden sollte.

„Zwei Tage später ging ich, als sich schon Alle zur Ruhe begeben hatten, in's Bibliothekzimmer, um mir die Fortsetzung eines Romanes zu holen.

„Ich eilte möglichst schnell zurückzukommen, denn mit einem Male packte mich eine unerklärliche Furcht, veranlaßt durch schleichende Schritte, die ich zu hören glaubte.

„In meinem Zimmer angekommen, stellte ich

die Lampe auf den Tisch, wäre aber in diesem Augenblick vor Schrecken beinahe des Todes gewesen. Vor mir stand ein großer, schöner Mann in Sträflingskleidern. Ich sank auf den nächststehenden Stuhl, unfähig auch nur einen Laut von mir zu geben. Dies benützte der Mann, indem er sich mir näherte.

„‚Fürchten Sie nichts, ich werde Ihnen nichts zu Leide thun,‘ sprach er im Flüstertone, ‚sobald Sie jedoch Miene machen mich mit einem Laut, einer Bewegung zu verrathen, sind Sie in der nächsten Minute nicht mehr am Leben.‘

„Es hätte dieser Drohung nicht bedurft, denn Furcht und Schrecken hatten mich völlig gelähmt Selbst mein Sehvermögen schien gelitten zu haben, denn ich sah wie durch dichte Nebel den Unheimlichen Toilette machen und die Handfessel gewaltsam entfernen.

„Als er endlich fertig war, sagte er: ‚Geben Sie mir aus Ihrer Garderobe einen Mantel oder ein großes Tuch und führen Sie mich hinab in den Garten; von dort aus werde ich leicht weiter finden.‘

„Und als ich einen Moment zögerte, blickte er mich an mit furchtbar funkelnden Augen und sprach die Drohung aus, mich zu tödten wie eine Fliege.

„Mechanisch stand ich auf und gab das Verlangte hin, aber ihn weiter zu führen, war ich nicht im Stande, meine Kniee versagten den Dienst.

„Dies mußte er wohl selbst einsehen, denn ohne sich weiter um mich zu kümmern, ging er mit unhörbaren Schritten hinaus.

„Es mochte schon gegen Morgen sein, als ich aus meiner Betäubung durch Lärm und Hin- und Herrennen geweckt wurde.

„O, ich wußte nur zu gut, was es bedeute!

„Ich sprang entsetzt auf und verbarg diese Handfessel, die noch am Boden lag, in dem Gefühl der Angst, man möchte den Entflohenen bei mir suchen.

„Diese Furcht war allerdings grundlos.

„Wer hätte auch den entflohenen Mörder bei einem kaum fünfzehnjährigen Mädchen gesucht?

„Daß er seine Flucht durch den Wohnungstract des Directors bewerkstelligt, erwiesen die von

innen aufgeschlossenen Thüren und die Fußspuren im Garten.

„Trotz der eifrigsten Nachforschungen blieb der Verbrecher verschwunden. Ich erholte mich schwer von dieser Schreckensnacht; die Erinnerung, sowie das Bild des Mörders waren meinem Geiste unauslöschlich, wie mit ehernem Griffel eingegraben.

„Ich würde ihn aus Tausenden erkannt haben, und doch glaubte ich mich einem Wahngebilde verfallen, als er mir unter dem allgemein geachteten Namen: Guido Alberti vorgestellt wurde."

„Und was bürgt dafür, daß Sie sich dennoch nicht irren?" Die Stimme klang heiser und tonlos bei dieser Frage.

„Meine Beobachtungen und das seltsam tragische Ende Ihres Wohlthäters, des edlen Willkem."

Alberti sprang auf, als habe ihn eine Natter gebissen.

„Noch ein Wort," knirschte er zwischen den Zähnen hervor, „und ich presse Ihnen die Kehle zusammen, was ich damals versäumt habe zu thun.

„Für heute muß ich Ihnen weichen, aber triumphiren Sie nicht zu früh; es kommt der Tag der Abrechnung, und dann sei Ihnen Gott gnädig."

Und ohne eine Erwiderung abzuwarten verließ Alberti mit großen Schritten das Gemach.

Hilda von Goldegg lehnte sich erschöpft zurück, während sie die Fessel wieder in der Tasche barg.

„Arme Amélie, nun kannst Du frei aufathmen und bist für immer von diesem Ungeheuer befreit," murmelte sie; „Niemand wird ahnen, daß ein Mörder, ein entflohener Sträfling der Freund und Vertreter des Hauses Willkem gewesen ist."

Frau von Willkem blieb für diesen Tag in ihrem Zimmer eingeschlossen, während Alberti Vorbereitungen zur sofortigen Abreise traf.

Diese unerwartete Neuigkeit ging wie ein Lauffeuer durch den Kreis der Dienerschaft, und Nora, kaum davon unterrichtet, vergaß in ihrer liebenden Angst jeder Vorsicht und eilte in Albertis Zimmer.

Dieser stieß einen leichten Fluch aus, als er sie erblickte.

„Um aller Heiligen willen, Alberti, was veranlaßt Dich, dieses Haus zu verlassen?“ rief das Mädchen weinend.

„Es gab eine Differenz zwischen mir und der Frau, daher will ich zeigen, daß ich auch anderswo mein Fortkommen finde. Uebrigens tröste Dich, ich hoffe, sie wird mich zurückrufen, wenn sie sieht, daß es mir Ernst ist.“

„Daran glaubst Du selbst nicht; Du willst Dich nur von mir losmachen,“ schluchzte das Mädchen; „aber ich lasse Dich nicht allein ziehen Du mußt mich mitnehmen.“

„Wie kann ich das?“ gab er unwirsch zurück; „muß ich mir doch erst selbst eine neue Heimat suchen. Gedulde Dich nur kurze Zeit, dann will ich Dich holen.“

„Darauf gehe ich nicht ein,“ erklärte Nora mit großer Bestimmtheit. „Ihr Männer seid mit den Versprechungen freigebig, kommt es aber dazu, sie einzulösen, macht Ihr Euch aus dem Staube.“

„Nora, Du bist unerträglich,“ schalt Alberti.

„Ich will Dich nicht böse machen, Liebster. Du weißt, ich liebe Dich über Alles!“

„Und die übergroße Liebe ließ Dich vergessen, die giftige Schlange aus dem Hause zu bringen,“ warf Alberti mit zornbebender Stimme ein.

„Mein Gott, so nimm doch Verunft an! Was konnte ich thun, bei der Vorliebe, die die Frau für sie hat? So etwas will vorbereitet sein.“

Alberti machte eine zornige Grimasse und begann wieder seine Koffer zu packen.

Einen Augenblick stand Nora rathlos da, plötzlich aber stürzte sie auf Alberti zu und umschlang mit beiden Armen seinen Hals.

„Zürne mir nicht,“ bat sie unter Thränen, „nimm mich mit Dir!“

„So packe Deine Siebensachen zusammen,“ sagte er finster grollend. „Ich werde heute noch meine Koffer auf den Bahnhof bringen lassen und reise morgen mit dem ersten Frühzug ab. Um diese Zeit ist es noch finster, da kommst Du zu mir herauf und wir gehen unbemerkt mitsammen fort; jetzt aber

gehe, ich will nicht, daß die Leute reden, so lange wir noch hier sind."

Nora fühlte sich überglücklich; sie hatte erreicht, was sie kaum zu hoffen gewagt.

Mit vor Freude bebenden Händen durchsuchte sie ihre Habseligkeiten, um daraus das Werthvollste zur Mitnahme zu wählen. Sie nahm sich kaum noch so viel Zeit, ihren Pflichten halbwegs nachzukommen. Zum Glück hatte sie heute ohnedem nicht viel zu thun, da Frau von Willkem nicht sichtbar war, und Fräulein Goldegg erklärte, sie bedürfe ihrer nicht.

Die Nacht war längst hereingebrochen, aber im Hause Willkem schien man nicht wie gewöhnlich die Ruhe zu genießen. Obwohl Alles stille und die Lichter bereits verlöscht waren, hörte man doch bald da und dort schleichende Schritte, oder leise eine Thür öffnen und wieder schließen. Erst lange nach Mitternacht trat tiefe Stille ein, woraus man schließen konnte, endlich sei Alles zur Ruhe gegangen.

Die Uhr des benachbarten Kirchthurmes schlug

Vier und weckte Nora aus ihrem fieberhaften Schlummer. Rasch zündete sie die Lampe an, wußte sie ja doch, daß Alberti in einer halben Stunde ihrer warte.

Wie lange ihr diese kurze Zeit wurde!

Endlich schlug die Uhr halb fünf. Nora packte eilig Handkoffer und Tasche und stieg behutsam die Treppe hinauf. Oben angekommen horchte sie, aber Alles blieb still. Sie klopfte leise, sie rief — nichts ließ sich hören. Das Pochen und Rufen wurden immer lauter, aber ohne Erfolg. Sie lief hinab, um Licht zu holen; als sie zurückkam, riß sie mit einem Ruck die Thür auf — das Zimmer war leer!

Nora erhob ein Geschrei, das bald sämmtliche Dienerschaft auf die Beine brachte, und nun klärte es sich, daß Aberti mit dem Elfuhr-Nachtzuge abgereist war.

Nora gab sich wahren Verzweiflungsausbrüchen hin, während ein Hagel spöttischer Bemerkungen über sie erging.

Die wenigen Stunden bis zum Morgen ver-

gingen bald, und das erste Morgengrauen trieb Hilda von Goldegg von ihrem Lager.

Sie hatte die ganze Nacht aus Sorge kein Auge geschlossen. So viel sie auch Abends ihre Freundin gebeten, sie einzulassen, es war erfolglos geblieben. Bis spät in die Nacht hinein hatte sie sie gehört dann war Alles stille geworden, und seitdem regte sich kein Laut drinnen.

Wie lange dünkte dem armen Mädchen die Zeit, bis die Stunde kam, wo Amélie aufzustehen pflegte. Nun begann Hilda wieder um Einlaß zu bitten, ohne daß Amélie darauf zu hören schien. Dadurch wuchs die Angst des jungen Mädchens mit jeder verstrichenen Minute.

Wie, wenn sich Amélie ein Leid angethan hätte!

Dieser Gedanke machte Hilda das Blut erstarren. Aengstlich lief sie hinaus, um möglicherweise auf der andern Seite in die Gemächer der Freundin zu dringen, was ihr auch ohne das geringste Hinderniß gelang. Keine der Thüren war verschlossen,

und so stand Hilda alsbald in dem Schlafgemach der jungen Frau, aber es war leer, das Bett unberührt.

„Amélie!“ Der angstvolle Ruf durch drang die anstoßenden Gemächer und auch bald das ganze Haus. Die Diener liefen herbei; kein Gemach, kein Winkel des Hauses blieb undurchsucht, allein vergebens.

Amélie von Willkem war zu Aller Entsetzen spurlos verschwunden!

Obschon Nora wiederholt rief: „Der ehrlose Schurke hat mich betrogen, — er hat sie längst geliebt und ist jetzt mit ihr auf und davongegangen!“ so glaubte doch Niemand an eine solche Absurdität. Wer hätte es der jungen Witwe übel gedeutet, wenn sie Alberti begünstigt und sich wieder vermählt hätte? Es lag auch nicht der geringste Grund für sie vor, heimlich mit ihm zu entfliehen.

Man konnte sich allerdings die plötzliche Abreise Albertis nicht erklären, dieselbe aber mit dem Verschwinden der Frau in Verbindung zu bringen, kam Niemandem in den Sinn.

Fräulein Goldegg befahl, vorläufig darüber zu

schweigen, indem ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß Frau von Willkem unvermuthet wieder heimkehre. Also sagte sie, um die Leute zu beruhigen, sie selbst aber glaubte nicht daran; sie fürchtete vielmehr, daß sich die arme, schuldlose Frau ein Leid angethan habe.

Sie war auch daher auf das Eifrigste bemüht, in discreter Weise Erkundigungen einzuziehen, aber die Tage vergingen, ohne daß auch nur die geringste Spur gefunden wurde.

Hilda hielt es für ihre Pflicht, den Notar und Doctor Willkem von dem unerklärlichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen, ehe es weiter bekannt wurde.

Ihr erster Weg galt dem Notar, jenem Mann, den nichts aus der Fassung bringen konnte. Bei dem Bericht des jungen Mädchens aber drehte er doch mit fieberhafter Hast die kunstvoll emaillirte Tabaksdose in den Händen herum und stieß wiederholt die goldene Brille aufwärts, daß sie bald rechts, bald links geschoben, immer wieder schief saß.

Endlich befahl er Hilda mit kurzen Worten, bei Gericht die Anzeige zu machen.

Als sich das Mädchen entfernt hatte, stand der kleine Mann, bei dem sonst jede Bewegung berechnet war, ganz sonderbar erregt auf und ging mit hastigen Schritten hin und her.

„Eine fatale Geschichte das!“ murmelte er. „Lauft sie nun aus Angst davon, obwohl es bis jetzt Niemandem beigekommen ist, das Testament für das zu halten was es ist — für gefälscht. Meinem kundigen Auge ist es freilich schon im ersten Augenblick nicht entgangen, der gescheidte Tompsen aber wird nicht darauf kommen, dazu nimmt er sich garnicht die Zeit.“

Während der Notar noch nachdenklich in seinem kleinen Zimmer hin und her wandelte, stieg Hilda beklommenen Herzens die Treppe des Hauses hinauf, wo Doctor Willkem wohnte.

Dieser befand sich zufällig zu Hause, und so wurde Fräulein Goldegg unvorzüglich eingeführt.

Es war ein schmuckloses, höchst einfach möblirtes Zimmer, wo Hilda einige Minuten warten mußte.

Unwillkürlich drängte sich ihr der Vergleich mit den luxuriösen Gemächern bei Willkem auf, und sie sagte sich, wie schön es gewesen wäre, wenn Romuald sich mit Amélie versöhnt und dem verödeten Hause als Gebieter neues Leben gegeben hätte.

In diesen ihren Betrachtungen wurde sie durch den Eintritt Willkems gestört. Es war wohl nicht zu wundern, daß er das bleiche Mädchen für eine Patientin hielt.

Als diese sich jedoch als die Freundin Amélie von Willkems vorstellte, verfinsterten sich seine Züge in auffälliger Weise, und auch die Stimme klang unfreundlich, als er sich nach ihren Wünschen erkundigte.

Das, was er aber nun hören sollte, hatte er denn doch nicht erwartet, wenigstens sprachen das tiefe Erbleichen und die bebende Rechte, welche sich auf den Tisch stützte, dafür; mit schweren Athemzügen hörte er den Bericht enden.

„Hat der Secretär irgend etwas veranlaßt?"

„Dieser ist Tags vorher abgereist."

„Nun, dann beruhigen Sie sich, mein Fräulein. die Flüchtlinge werden nicht lange säumen, in das Nest zurückzukehren."

„Mein Gott, Doctor, geben Sie dem Gedanken nicht Raum daß die unglückliche Amélie — —"

„Sorgen Sie nicht," unterbrach er sie mit spöttischem Lächeln, „Frau von Willkem ist in diesem Augenblick gewiß glücklicher, als Sie und ich."

„Sie sind furchtbar, Herr von Willkem" rief Hilda völlig verzweifelt, „wie oft muß ich Ihnen wiederholen, daß die arme Frau zweifellos einem traurigen Geschick verfallen ist."

Diese im Tone unwiderleglicher Wahrheit gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; Willkem wurde wieder ernst.

„Mein Fräulein," sprach er, „ich bin Arzt und lautet mein Grundsatz: „Soll ich das Uebel heilen, muß ich auch die Ursache kennen. Ihre Worte lassen mich errathen, daß Sie mehr wissen, als Sie

bisher eingestehen wollten, — darf ich auf Ihre Aufrichtigkeit rechnen?"

Hilda zögerte noch einen Moment, dann sagte sie: „Nun denn, Sie sollen den Grund der Abreise des Mannes erfahren, der es verstanden hat, sich das unbedingte Vertrauen Ihres Vaters und die Achtung der Gesellschaft zu sichern."

Und nun erzählte sie ihrem athemlos lauschenden Zuhörer von der stattgehabten Unterredung Améliens und der darauf folgenden Scene zwischen ihr und Alberti, selbstverständlich ohne des erlauschten Geheimnisses zu erwähnen.

Hilda hatte längst geendet, doch harrte sie noch immer vergeblich einer Erwiderung.

Tiefes Schweigen herrschte, so daß man das Ticken der Uhr im Nebenzimmer hörte. Endlich raffte sich Willkem auf und reichte Hilda die Hand.

„Sie haben mich unendlich verpflichtet, Fräulein Goldegg," sprach er im weichen, herzlichen Tone.

„Ueberlassen Sie es mir, die Anzeige von dem mysteriösen Vorfall zu machen, und suchen Sie Ihrer

Freundin zu nützen, indem Sie Ihre Nachforschungen fortsetzen. Und nun meinen Dank für Ihr Vertrauen."

Das junge Mädchen entfernte sich unendlich erleichtert in dem Bewußtsein, daß Willkem an dem Geschick der jungen Frau Antheil nehme.

Was ist aus Amélie von Willkem geworden? Diese Frage quälte nicht nur Romuald auf das Peinlichste, sondern rief auch bald das lebhafteste Interesse Aller hervor, die ihr je näher gestanden.

Die umsichtigsten Nachforschungen blieben erfolglos, und so lautete das endgiltige Urtheil der geschwätzigen Fama: Frau von Willkem sei zweifellos ermordet worden.

Anfangs war man geneigt, den muthmaßlichen Mord mit der plötzlichen Abreise des Secretärs in Verbindung zu bringen, da sich aber nach den genauesten Erhebungen herausstellte, daß Guido Alberti wirklich mit dem Elfuhr-Nachtzuge abgereist sei, Frau von Willkem aber zu dieser Stunde in ihren Gemächern gehört worden war, so wurde der Fall immer

mysteriöser und schien in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Ob und wie viel von dem Gelde oder Werthsachen aus dem Besitze der verschwundenen Frau fehlte, konnte nicht festgestellt werden, da Niemand darüber Aufschluß zu geben vermochte.

Nach mehrfachen Verhören der Dienerschaft wurde selbe des Dienstes entlassen und das Palais behördlich gesperrt.

Durch dieses dunkle Ereigniß wurde Doctor Willkem der Held des Tages. Seine ärztliche Praxis erweiterte sich bedeutend, denn Jeder hoffte, durch ihn etwas zu erfahren, wenngleich man sich hierin täuschte. Romuald von Willkem wußte nicht mehr als Andere, obschon er weder Zeit noch Geld sparte, um Licht in das geheimnißvolle Dunkel zu bringen.

So sehr er diese Frau gehaßt und noch zu hassen glaubte, so hielt er es für strenge Pflicht, in diesem Fall nach Möglichkeit handelnd einzugreifen, umsomehr da er sich sagte, daß nur seine Rückkunft und

die damit verbundenen Erbansprüche für Amélie zum Verhängniß geworden.

Willkem glaubte gleich Hilda nicht daran, daß eine fremde Hand sich freventlich an das Leben der jungen Frau gewagt, sondern daß sie selbst nicht den Muth besaß, in einfache Verhältnisse sich zu fügen. Am Tage ihres Verschwindens aber hatte sie unglücklicherweise von ihm selbst die Gewißheit erhalten, daß die Entscheidung des Prozesses zu ihren Ungunsten lauten werde. Dazu kam noch Albertis Werbung, die sie vielleicht unter günstigeren Verhältnissen geneigter aufgenommen hätte, und höchstwahrscheinlich war es gerade dieser Umstand, der die in ihrem Gemüthe ohnehin gedrückte Frau zur Verzweiflung gebracht hatte.

Wenn es auch Stunden gab, wo Willkem sich einredete, Amélie habe dies ihr trauriges Schicksal zehnfach verdient, so gab es doch Niemanden, der mit ängstlicherem Interesse jede, auch die geringste Spur verfolgte.

Täglich, sowie auch heute, ging er an dem nun

öden, vereinsamten Hause Willkem vorüber, den Blick unverwandt nach den Fenstern gerichtet, als müßte Amélies schlanke Gestalt dort oben erscheinen. Dann wanderte er weiter in das Nebengäßchen, wo sich die Seitenfront des Gartens befand. Hier drinnen sah es erst recht unheimlich und trostlos aus, wie man durch das Gitter bemerken konnte.

Die mit Gras bewachsenen Wege, die von Unkraut überwucherten Beete zeigten deutlich, daß keine pflegende Hand hier walte.

Wie mochte es in den herrlichen Anlagen vor einem Jahre ausgesehen haben, als Amélie diesen schönen Besitz von ihrem Gatten als Brautgeschenk erhielt. Und heute? — Wer trug die Schuld an dessen Verödung und Verwilderung?

Romuald von Willkem glaubte es nur zu gut zu wissen, daß seine eigene Hand hier zerstörend eingegriffen, und diese Erkenntniß war es, welche tief in seine Seele schnitt.

„Wollen Sie vielleicht in den Garten gehen,

Herr von Willkem?" diese Worte schreckten Romuald aus seinen Sinnen auf.

Hastig wandte er sich um und sah Thomas, den Gärtner vor sich.

„Haben Sie den Schlüssel dazu?"

„Zum großen Thor nicht, aber zu dem kleinen Thürchen das drüben zum Bach führt. Kommen Sie doch, Herr von Willkem, obschon der früher so schöne Garten erbärmlich genug aussieht."

Halb willenlos folgte Romuald der Aufforderung Er betrat an der Seite des Gärtners die Glashäuser, die nun völlig leer die kahlen Wände zeigten, und hörte zu, wie dieser von den herrlichen Blumen sprach, die sich Frau von Willkem täglich selbst geholt, als der gute Herr noch lebte, und wie um diese Zeit der Secretär immer im Glashaus erschien, um in irgend einem Winkel kauernd, die junge Frau zu belauschen. Und wenn sie sich entfernt hatte, wie er dann jede Blume, die ihre Hand berührt, geküßt und geherzt, als seien es lebende Wesen.

„Er hat die Frau heimlich geliebt," sprach

Thomas wie zu sich selbst, „und daher hat auch der Herr aus dem Wege müssen.“

Romuald packte den Mann am Arme.

„Wissen Sie, welchen Verdacht Sie jetzt ausgesprochen?“

„Ich weiß, was ich gesagt, und werde es verantworten, wenn es sein muß. Albertis sichere Hand hat meinem Herrn das Lebenslicht ausgelöscht und kein Anderer.“

„Und warum schwiegst Du bis jetzt, Unglücksmensch?“ rief Willkem in höchster Aufregung.

„Weil mich Niemand darnach gefragt, ich aber auf einen bloßen Verdacht hin keine Anzeige machen wollte. Ihnen aber, Herr von Willkem, will ich Alles erzählen, Sie mögen sich daraus formen, was Sie wollen.“

Und mit der Umständlichkeit, die solchen Menschen eigen ist, erstreckte sich die Mittheilung auf jedes erlauschte Wort, auf jede verdächtige Bewegung und endlich auf das auffallende Benehmen Albertis nach dem Unglücksfall.

Willkem hatte mit steigender Erregung zugehört. Gab er auch nicht viel auf die Anklage des Mannes, dessen Worten eine gewisse Gehässigkeit unterschoben schien, so wußte er doch aus Hildas Mittheilung welch' gefährliche Persönlichkeit der Günstling seines unglücklichen Vaters gewesen.

„Ich werde die nöthigen Schritte thun," sagte er endlich finster, „Sie aber werden sich, wenn nöthig, all' dessen erinnern, was Sie mir eben mittheilten. Und nun lassen Sie mich allein, ich werde rufen, wenn ich fortzugehen beabsichtige."

Thomas gehorchte, und Willkem ging hinaus und wandelte im Schatten der dichtbelaubten Bäume dahin. Er achtete nicht auf die herrlichen Gruppen derselben, nicht der lauschigen Plätzchen, die man ganz unvermuthet entdeckte. In seinem Kopfe schien sich Alles zu verwirren.

Sein Vater ermordet! Amélie spurlos verschwunden! Ruhte denn ein Fluch auf diesem Hause? Oder hatten sich seine eigenen Verwünschungen die

er in blindem Haß, in ohnmächtiger Wuth einst ausgestoßen, erfüllt?

Das wäre zu schrecklich! Nein, nein, sie waren nicht so ernstlich gemeint! Es war nur der Haß, die Eifersucht gegen Amélie, welche ihn verblendet und den Zorn des Himmels heraufbeschwören ließ.

Zum ersten Male fühlte Willkem die quälendsten Gewissensbisse, und hätte es in seiner Macht gelegen, Alles ungeschehen zu machen, er würde keinen Augenblick gezaudert haben, selbst auf die Gefahr hin, sich demüthigen zu müssen.

Aber was nützte die Reue, sie kam zu spät.

„Zu spät!“ murmelten auch die zuckenden Lippen. Das dunkelglühende Auge umflorte plötzlich der seit Kindesjahren versiegte Thränenquell, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte die kräftige Männergestalt.

Der stolze, trotzige, unversöhnliche Romuald von Willkem weinte wie ein Kind!

* * *

Der frische, frohe Lenz war gekommen und gegangen und hatte den reizvollen, mitunter schwülen Sommertagen ihr Recht eingeräumt. Die Wellen der Zeit rauschten unaufhaltsam vorüber, aber noch war man über das Schicksal Amélie von Willkems vollständig in Ungewißheit.

Uebrigens war das anfänglich überaus lebhafte Interesse bereits bedeutend abgeschwächt, denn das Leben der Großstadt bot immer Neues, Pikantes, und so sprach man nur noch sehr selten von der mysteriösen Geschichte.

Anders war es mit Romuald von Willkem, der durch den gewonnenen Prozeß abermals die Aufmerksamkeit auf sich zog. Dieser finstere und einsilbige Mann, an dessen Physiognomie sich Jeder erst gewissermassen gewöhnen mußte, drängte ohne sein Wollen und Zuthun alle andern Interessen in den Hintergrund. Man war von allen Seiten bemüht, seine Freundschaft und Liebe zu gewinnen, und selbst in den höheren Kreisen würde man ihn mit Freuden als Schwiegersohn begrüßt haben.

Derartige Gedanken waren aber Doctor Willkem gänzlich fremd. Amélie hatte ihm in seiner frühen Jugend eine zu nachdrückliche Lehre gegeben, als daß er je an die uneigennützige Liebe eines Mädchens glauben konnte. Er hatte sich fest gelobt, unvermählt zu bleiben, und nie war es ihm in den Sinn gekommen, diesen Vorsatz zu brechen.

Doch! — einmal war ein solch' heißer Wunsch in seinem Herzen aufgeflammt, als er an jenem Abende Amélie im Zauber ihres Wesens am Fenster erscheinen und mit gefalteten Händen den sternenbesäeten Himmel betrachten sah.

O, seliger Augenblick! — Jawohl, nur ein Augenblick, denn ungesäumt raunten ihm die finsteren Mächte in's Ohr: „Du hassest dieses Weib, das Dich aus den Herzen Deiner Eltern hinausgedrängt, um sich selbst einzunisten — Du muß es hassen!"

Und Romuald von Willkem war redlich bemüht, den Dämonen zu gehorchen; mit der Allgewalt des Willens verwischte er das verführerische Bild welches seinem geistigen Auge vorschwebte, um es

plötzlich wie von Zauberhänden neu entworfen wieder zu erblicken.

Aber Romuald müßte nicht ein Mann von eiserner Willenskraft gewesen sein, wenn er nicht auch endlich diesen Versucher gebannt hätte.

Das Interesse, welches ihm jetzt Améliens Schicksal einflößte, dünkte ihm von Pflichtgefühl dictirt, denn es war ja doch seine Pflicht, als nächster Verwandter sich der unglücklichen Frau anzunehmen, was er auch eifrig that.

Tompsen war auf seine Bitte und Veranlassung zum Curator der Verschollenen bestimmt worden und da Hilda von Goldegg bei einer alten Tante in S. verblieben war, so bildete sich unter diesen drei so verschiedenen Menschen eine seltsame Freundschaft.

Frau Rühle, Hilda's Tante besaß außerhalb der Stadt ein nettes Haus, wo sie von aller Welt zurückgezogen lebte. Sie freute sich innig über den längern Aufenthalt Hildas und war auf das Eifrigste bemüht, sie über den Verlust der Freundin zu trösten.

Das geeignetste Mittel hierfür schien Romualds

und Tompsens Besuch zu sein, daher sich auch die alte Dame immer freute, wenn sie die beiden Herren die Straße heraufkommen sah.

Dann saßen sie wohl oft noch spät in dem herrlichen Garten und athmeten den Duft, der unzähligen Blumenkelchen entströmte.

Tompsen, der vielbeschäftigte Mann, brachte hier seine liebsten Erholungsstunden zu, wie er oft versicherte. Und auch Willkem und Hilda konnten sich so recht aussprechen, begegneten sich ihr Sinnen und Trachten doch immer wieder in dem Einen — in Amélie.

Mitunter wurde auch von Alberti gesprochen, und dann mußte Hilda ihre ganze Beredsamkeit, sowie den Einfluß, den sie sichtlich auf die Beiden ausübte, anwenden, um eine gerichtliche Verfolgung desselben als muthmaßlichen Mörder Arthur von Willkems hintanzuhalten.

Hilda fürchtete mit Recht, daß Alberti in einem solchen Falle Amélie nicht schonen und die Ehre der armen, schuldlosen Frau vernichten werde.

Daher that sie auch das Möglichste, um Willkem von diesem Entschluß abzubringen, so daß Tompsen, der scharfblickende Mann, manchmal nachdenklich den Kopf schüttelte und einmal beim Abschied Hilda innig die Hand drückte; ihr zuflüstertend:

„Fräulein Goldegg, mich dünkt, Sie beschützen ein Geheimniß?“

Eine leichte Röthe, die plötzlich das frische Antlitz färbte, drohte zum Verräther zu werden, aber Tompsen sah es, oder wollte es nicht sehen, denn mit einer raschen Bewegung wandte er sich Frau Rühle zu, die eben im Begriff war, die beiden Herren für den morgigen Nachmittag einzuladen, um mit ihr Hildas zwanzigsten Geburtstag zu feiern.

„Ich begreife wahrlich das seltsame Interesse nicht, welches Fräulein Goldegg für diesen Spitzbuben zeigt,“ grollte Willkem auf dem Heimweg.

„Nun kämpfe ich mit ihr wegen dieser Sache schon ein halbes Jahr lang, und immer redet sie dem schamlosen Verbrecher das Wort, als nehme sie

den innigsten Antheil an seinem Geschick, — das reime sich ein Anderer zusammen."

„Den Reim da zu finden, wird wohl nicht schwer sein, lieber Freund," ließ sich Tompsen vernehmen. Fräulein Hilda ist eben klug und besonnen, und darin liegt das scheinbar Unbegreifliche."

„Klüger wird sie doch nicht sein, als der berühmte Tompsen? Ich erinnere mich ganz gut, daß dieser mit meiner Meinung einverstanden war, nur jetzt scheint sich der Wind zu drehen, weil Fräulein Goldegg es anders für besser findet."

Doctor Tompsen lachte. „Wenn ich wetterwendisch geworden, so hast Du es auf dem Gewissen, Freund. Ein Weiberfeind soll sich nicht verführen lassen, in eine gemüthliche Häuslichkeit zu gucken, und dazu hast Du mich verleitet und hast daher kein Recht mit mir zu hadern.

„Uebrigens pflichte ich allen Ernstes der Meinung des klugen Mädchens bei. Die Ausführung Deines Entschlusses hieße nur neuerdings Staub aufwirbeln. Erstens hast Du soviel wie

keine Beweise, um Deine Anklage zu begründen, und dann wird der geriebene Verbrecher nicht so dumm sein, noch immer Guido Alberti zu heißen."

„Ich will mir die Sache doch noch überlegen," sprach Willkem nachdenklich. Und da sie eben zur Straße gekommen, wo sie sich trennten, bot er dem Freund die Hand zum Gutenacht-Gruß, indem er hinzufügte: „Ich denke, ich werde morgen bei Frau Rühle absagen, damit Du nicht wieder in Versuchung kommst, Betrachtungen über eine gemüthliche Häuslichkeit anzustellen."

Tompsen lachte auf. „Gute Nacht," rief er und verschwand um die nächste Ecke.

Willkem und Tompsen waren zwei grundverschiedene Naturen, dennoch hatte bald ein inniges Freundschaftsband die beiden Männer verbunden.

Tompsens unverwüstlicher Humor übte auf den in Selbstvorwürfen sich verzehrenden Doctor den wohlthätigsten Einfluß aus; er wußte stets die Hoffnung zu beleben, Amélie werde sich wieder finden, und in diesem Falle wollte er versuchen, die

unerfahrene Frau zu täuschen, um ihr wenigstens einen Theil des Vermögens zukommen zu lassen.

Mit unermüdlicher, bewundernswerther Geduld behandelte Doctor Tompsen das, den seelenkranken Mann stets gleich interessirende, Thema in allen erdenklichen Variationen und fühlte sich reichlich belohnt, wenn dadurch der trübe Ernst desselben wenigstens momentan gebannt wurde.

Hatte ja doch auch er dem Freunde etwas zu verdanken, und dies waren die vielen angenehmen Stunden, die er in Hildas Gesellschaft verbrachte. Das geistreiche, liebenswürdige und zugleich gefühlvolle Mädchen hatte es ihm nun einmal angethan. Das war so echte, rechte deutsche Gemüthlichkeit, die in den Herzen der beiden Frauen lebte, sich bot ohne jedwede Ziererei, und die den Kern des wahren häuslichen Glückes in sich schloß.

Wie Doctor Tompsen zu solchen Reflexionen kam, war freilich verwunderlich, denn es war noch nicht gar lange her, daß er eifrigst das Hagestolzenthum predigte und denjenigen als freien Mann

pries, den die Fesseln nie gedrückt, die in Hymens Tempel geschmiedet werden.

Ob er jetzt anders darüber dachte, war allerdings schwer zu errathen, nur behaupteten seine Freunde, daß der Apostel des Cölibats, wie er genannt wurde, auffallend kleinlaut werde und ihm der scharf tadelnde Sarkasmus bei solchen Anlässen gänzlich fehle. Das aber Tompsen seine Grundsätze je verleugnen könne, daran würde man doch allgemein gezweifelt haben.

Willkem hingegen war anderer Meinung; er ahnte ganz richtig, wie es mit seinem Freunde bestellt sei, und freute sich darüber; nur war er besorgt, ob Hilda diese Neigung auch erwidere, wenn nicht, so harrte des armen Tompsen eine bittere Enttäuschung.

Allerdings erschien die Einladung zu der kleinen Festlichkeit als günstiges Zeichen, und so hoffte er, daß vielleicht gerade dieser Anlaß die Entscheidung näher rücken werde.

Der Morgen war strahlend erschienen und begrüßte das Geburtstagskind mit seltenem Liebreiz.

Die ersten Sonnenstrahlen hatten den leichten Schlummer weggeküßt, der die holde Schläferin noch gefangen hielt, und hatte sie von dem weichen Lager vertrieben und sie veranlaßt, hinabzugehen in den Garten.

Ach, wie herrlich und erquickend war die balsamische Luft, wie reizend die Millionen Thautröpfchen, die sich gleich krystallenen Perlen auf Blüthen und Blättern und jedem Grashalm wiegten.

Hilda betrachtete mit Entzücken die schönen Blumen, die, gestern noch Knospen, sich heute dem jungen Morgen erschlossen hatten. Ueberall, wohin der Blick fiel, nur Farben und Duft! Und oben in den alten Bäumen das Schmettern und Zwitschern des Vogelheeres, das sich hier in ungestörter Ruhe ein beneidenswerthes Daheim gegründet.

Und im Weitergehen hörte sie das leise Murmeln des klaren Bächleins, das sich malerisch schön durch den dichtbelaubten Theil des Gartens schlängelte.

Hilda setzte sich an des Baches Rand und sah träumerisch den dahineilenden Wellen nach.

Woran dachte sie? Durfte, wollte sie an etwas Anderes denken, als an die verschollene Freundin?

Nein, sie konnte nimmer froh werden, so lange das Geschick der unglücklichen Frau im geheimnißvollen Dunkel ruhte! Nicht Wind — nicht Wellen brachten die heißersehnte Botschaft, wo sie weilte; und täglich, wenn das Sternenheer am nächtlichen Himmel erschien, mußte sie sich tieftraurig sagen: wieder ein Tag dahin, ohne Nachricht von ihr!

Ach, warum hatte Amélie sie zu sich gerufen, um ihr so herbes Leid zuzufügen!

Hilda versank unwillkürlich in tiefe Grübeleien, als plötzlich Tante Rühle erschien.

„Du böses Kind," schalt sie gutmüthig, „wo steckst Du denn in aller Früh? Ich laufe hin und her, um Dich zu finden; — da sieh einmal, das erste Geburtagsgeschenk!" Dabei hob sie in der bis jetzt versteckt gehaltenen Rechten ein reizendes Körbchen,

mit den seltensten Blumen und Früchten gefüllt, in die Höhe.

Während Hilda mit sichtlicher Freude das Körbchen nahm, fuhr Frau Rühle mit schelmischem Lächeln fort: „Bei Herrn Tompsen muß es auch früh Tag werden, oder wollte er absolut der erste Gratulant sein?“

Ueber Hildas Gesicht flog ein heißes Roth, als sie den Geber nennen hörte, während sie eifrigst bestrebt war, die eigenthümliche Verwirrung zu verbergen, die sich ihrer bemächtigte, die aber Tante Rühle nicht bemerkte, da sie alsbald wieder in's Haus zurückeilte.

Hilda von Goldegg war keine Schönheit, doch zeigte sich ihr Profil fein und edelgeschnitten; um den Mund lagerte ein weicher, anmuthiger Zug, der reizend genannt werden konnte, wenn die frischen Lippen ein Lächeln umschwebte. Die großen blauen Augen und die dunkelblonden, langen Flechten vervollständigten die liebreizende Erscheinung.

Hilda war ein echtes Naturkind, ohne einen

Funken von Koketterie, ja selbst die gewöhnliche Mädcheneitelkeit schien ihr fremd.

Sie that auch jetzt keinen Blick in den hellen Bach, der ihr frisches Gesichtchen wiederspiegelte, als sie sich hinsetzte, um das Körbchen einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Hoffte sie einige Zeilen darin zu finden?

Da täuschte sie sich leider; nicht ein Sterbenswörtchen hatte er mitgesandt.

Hilda fand dies im Grunde abscheulich, denn ein einfacher Glückwunsch wäre ja am Ende nichts Verfängliches gewesen.

Halb ärgerlich, halb traurig füllte sie das Körbchen wieder und kehrte in verstimmter Laune in's Haus zurück.

Diese leichte Verstimmung war bis zum Nachmittag längst gewichen. Mit geschäftigem Eifer deckte sie den Tisch unter der großen, schattenspendenden Plantane, und achtete nicht darauf, daß sie von den beiden Freunden seit einer geraumen Weile beobachtet wurde.

Der elastische Schritt, die graziösen Bewegungen, sowie die gänzlich unbewußte Anmuth des Mädchens fanden in Tompsen einen aufmerksamen Bewunderer, wenngleich auch Willkem gestehen mußte, daß Hilda in dem einfachen Hauskleid und der weißen Schürze wahrhaft reizend aussehe.

Frau Rühle machte endlich die eifrige Hauswirthin auf den Besuch aufmerksam, und so saß die kleine Gesellschaft bald an dem, mit dem niedlichen Fruchtkörbchen gezierten, Tisch.

Tompsen schien heute in besonders feierlicher Stimmung zu sein, denn die heiteren Witze, die sonst zündend fielen, fehlten gänzlich, und daher war die Unterhaltung weniger anregend.

Niemand ahnte, worin der Grund der veränderten Stimmung lag, und schwerlich würde Jemand errathen haben, was Tompsen mit der Hast seines Naturells beschlossen hatte.

Nach Sitte und Brauch zu werben, mit einem Geständniß der Liebe vor Hilda hinzutreten, das wäre für einen Tompsen doch gar zu drollig gewesen; ihr

aber die Hand zu bieten, zu sagen: Fräulein Goldegg, wollen Sie meine Gattin werden? damit wollte er wohl fertig werden, und zwar gleich heute, denn er war kein Mann von wankelmüthigen Entschließungen.

Soviel Romantik besaß aber auch ein Tompsen, daß er die Verlobung erst bei Mondschein und Windesäuseln feiern wollte, ohne das Wort des großen Dichters: „Zwischen Lipp' und Kelchesrand" zu beherzigen.

Die Sonne sank tiefer und tiefer und umsäumte goldig die kleinen Wölkchen, die sich am westlichen Himmel hinzogen. Die Schwüle des Tages wurde durch den erfrischenden Abendwind, der sich in den Kronen der Bäume wiegte, gemildert, und auch das lustige Gezwitscher der Vöglein verstummte nach und nach.

Frau Rühle war mit Hilda und ihren Gästen auf einen nahen Hügel gegangen, von wo man den Sonnenuntergang betrachten wollte.

Hilda versenkte sich mit Entzücken in das herrliche Naturschauspiel, besonders als die Sonne, in den

Dunstkreis ferner Berge gesunken, einem glühenden Ball gleichend, den Horizont in ein Glutmeer verwandelte.

Der intensive Schein warf seinen Reflex auf den freistehenden Hügel und beleuchtete die seltsame Gruppe, die dort lagerte.

Hilda, das junge Mädchen im lichten Kleide, schien vom Verklärungsschimmer umflossen, während die leuchtenden Blicke entzückt an dem gluthgetauchten Horizont hingen; an die Bank gelehnt stand Willkem, der finstere Mann mit verschränkten Armen sinnend vor sich hinblickend, während Frau Rühle, mit einer Handarbeit beschäftigt, der Sonne Pracht kaum zu gewahren schien, und der schweigsame Tompsen sich im Geiste auf den kommenden, feierlichen Moment vorbereitend, nur dann und wann das Auge erhob, wenn Hildas bewundernde Ausrufe an sein Ohr schlugen.

Endlich war die Sonne gänzlich verschwunden und Frau Rühle mahnte eben, den Hügel zu verlassen, da sich ein kühler Wind fühlbar machte, als das Haus-

mädchen mit der Meldung erschien, eine Dame wünsche Fräulein von Goldegg zu sprechen.

Hildas Züge zeigten sich über den ungelegenen Besuch nicht sehr erfreut; nachlässig nahm sie die Karte, doch kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, als sie überrascht ausrief: „Nora Millner — Améliens Zofe!“

Sie sprang hastig auf, um fortzueilen, aber schon legte sich Willkems Hand auf ihren Arm.

„Halt!“ sagte er. „Lassen Sie das Mädchen hierherkommen.“

Bald darauf erschien Nora als elegante Dame. Es schien ihr die Anwesenheit anderer Personen eben nicht gelegen, doch wußte sie sich bald dareinzufinden.

„Da ich mich zur Ordnung meiner Angelegenheiten hier einige Tage aufgehalten habe,“ sagte sie, den angebotenen Sitz einnehmend, „so wollte ich doch nicht wieder abreisen, ohne Sie gesehen zu haben Fräulein Hilda.“

„Sie waren gleich nach Frau von Willkems Verschwinden abgereist, ich erinnere mich daran — wo

waren Sie bis jetzt?“ fragte Hilda, um nur etwas zu sagen.

„Ich bin Anfangs viel Kreuz und Quer herumgereist; Sie wissen ja die Geschichte mit Alberti?

Auf Hildas stummes Kopfnicken fuhr sie fort:

„Nach unsäglichen Mühen und unnützem Zeitverlust, erfuhr ich endlich, daß sich Alberti nach der Schweiz gewendet habe. Unverweilt machte ich mich auf den Weg dahin, aber leider war meine Mühe lange Zeit erfolglos, und ich bedurfte all' meines Eifers, um ihm endlich auf die Spur zu kommen.

„Ich habe nun vor Allem meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, um mich dann gänzlich meiner Aufgabe widmen zu können.

„Noch wenige Tage und ich bin bei ihm — der wird Augen machen!“

Nora lachte laut auf.

„Und haben Sie nie etwas über Frau von Willkem erfahren?“ fragte Hilda beklommen.

Ueber Noras hübsches Gesicht glitt ein eigen-

thümlicher Zug, und ein höhnisches Lächeln umspielte den kleinen Mund.

„Wissen Sie, daß ich diese Frau hasse? Sie war es, die mir Albertis Herz geraubt. Er hat mich so innig geliebt, aber die schöne, reiche Dame hat ihn förmlich behext, und ich glaube, sie hält ihn noch mit ihrem hexenartigen Zauber fest, denn er dreht sich immer in ihrem Kreise herum, ohne daß seine feine Spürnase den Schlupfwinkel, wo sie steckt, wittert.

„Uebrigens soll er sich hüten," rief sie mit funkelnden Augen, „wenn er sie entdeckt, so erwürge ich sie Beide."

„Ihren Worten nach zu schließen, wissen Sie, wo sich Frau von Willkem befindet?" warf Romuald ein.

Die Miene des Mädchens änderte sich plötzlich zu einer recht einfältigen.

„O nein, Herr Doctor, wie käme ich dazu?"

„Ich glaube Ihnen nicht, Nora," rief Hilda, „Sie wissen mehr als wir!"

„Ich begreife nur nicht, wie ich zu solcher Zu-

muthung komme? Ein Mädchen in meinen Verhältnissen hat weder Zeit noch Lust, sich derartigen Nachforschungen zu widmen. Meine Worte vorhin waren nur so im Allgemeinen gemeint, weil ich überzeugt bin, daß Alberti wie ein Spürhund hinter ihr drein ist.

Nun, Gott sei Dank," setzte sie nach momentaner Pause hinzu, „das wird bald vorüber sein; ich werde ihm schon den Kopf zurechtsetzen."

Obwohl Noras Worte eigentlich unbefangen klangen, schienen sie doch auf die Zuhörer die beabsichtigte Wirkung nicht zu machen, denn in Willkems Gesicht spiegelte sich eine heftige innere Erregung, als er sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß ich tausend Thaler für denjenigen bestimmt habe, der mir Frau von Willkem's Aufenthaltsort mittheilt?"

Noras Mund umschwebte wieder das spöttische Lächeln, als sie rief: „Ei, Herr Doctor, wer hätte gedacht, daß Sie so regen Antheil an meiner Gebieterin nehmen. Wie würde das die gute Frau

freuen, wenn sie es wüßte! Tausend Thaler ist kein Pappenstiel und würden den gewiß glücklich machen, der sich dieselben zu verdienen wüßte."

„Wie schade, Nora, daß Sie nicht diejenige sind," warf Hilda ein. „Tausend Thaler wäre ein tüchtiger Zehrpfennig, bis Sie Alberti finden."

Es trat nun ein Moment ein, den man für eine augenblickliche Unschlüssigkeit Noras hätte halten können, dann aber sagte diese halb scherzend:

„Wie verlockend Sie das zu sagen wissen, Fräulein Hilda! Ha, ha, unwillkürlich dachte ich dabei an meinen lieben Alberti, der Sie beharrlich ‚die kleine Schlange' genannt hat.

„Aber nun nichts für ungut, Fräulein Hilda, meine Zeit ist gemessen, ich muß gehen. Morgen reise ich ab, und wenn es mir gut geht, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen zu schreiben."

Nora erhob sich und mit ihr die Uebrigen. Es war bereits tief dämmerig geworden, und man schickte sich an, in das Haus zu gehen, doch wie erstaunte man, als Tompsen erklärte, er könne un-

möglich den Abend hier verbringen, er habe sich erinnert, heute noch eine Arbeit fertig machen zu müssen.

Ohne sich weiter aufhalten zu lassen, eilte er fort, ehe noch Nora, die plaudernd stehen geblieben, sich verabschiedete.

Da sich Hilda seit Tompsens Entfernung sehr zerstreut zeigte, so empfahl sich Nora endlich und ging langsam der Stadt zu.

Wie überrascht war sie aber, als Tompsen in einiger Entfernung ihrer wartete und sie auch sofort ansprach.

„Ich muß Sie sprechen, Fräulein," sagte er mit großer Entschiedenheit. „Wollen Sie mit mir vielleicht den Garten des P.'schen Hotels besuchen, so werde ich ein Plätzchen aussuchen, wo wir ungestört sind."

Und als Nora eine kokette Bewegung machte, die sagen sollte: Das geht nicht, fuhr er fort:

„Fürchten Sie nichts, ich bin kein Bösewicht; ich will Ihnen nur ein vortheilhaftes Anerbieten machen. — Ich weiß nicht, ob Sie mich kennen?"

Nora verneinte.

„Nicht? Nun, dann werde ich mich Ihnen später vorstellen. Jetzt aber frage ich Sie: wollen Sie gehen?“

„Ich kann ja hören, was Sie mir zu sagen haben, es sind ohnedies sehr wenig Leute da drinnen.“

Mit diesen Worten betrat sie in Begleitung Tompsens den Garten. Letzterer drückte den Hut tief in's Gesicht und eilte in den entlegensten Winkel, wo nur hier und da ein Gast seinen bescheidenen Abendimbiß einnahm.

„Ich bin hungrig,“ sagte Tompsen höchst ungenirt; „Sie werden mir daher erlauben, vorerst das Materielle zu erledigen.“

Und nach den Bestellungen, die er nun machte, schien er wirklich ein Nimmersatt zu sein.

Er ließ es sich trefflich schmecken, und auch Nora, die Anfangs behauptet hatte, sie könne unmöglich essen, griff endlich zu, umsomehr, als sie sich von ihrem Begleiter gänzlich unbeachtet sah. Nur dann und wann hatte er die Aufmerksam-

keit, das Glas zu füllen, wenn es auf die Neige ging.

„Danke, Herr Doctor, ich trinke nicht mehr,“ wehrte sie, als er die Bouteille ergriff, um neuerdings einzuschenken.

„Teufel — also kennen Sie mich doch?“ rief Tompsen, wie es schien eben nicht angenehm berührt.

„Ich habe mich erst nach und nach an Sie erinnert — wer sollte auch Doctor Tompsen nicht kennen?“

„Freilich, freilich, das ist so eine eigene Art Fluch, den man mit sich herumschleppt. Uebrigens thut dies nichts zur Sache, wir werden uns um so leichter verständigen.“

Tompsen zündete sich eine Cigarre an und lehnte sich bequem zurück.

„Dadurch, daß Sie mich kennen,“ begann er, „wissen Sie auch, in welchem Verhältniß ich zu Doctor Willkem stehe. Er ist mein reichster Client, und ich muß mir diesen Goldfisch zu erhalten trachten; dies geschieht aber nur, wenn Frau von Willkem

nicht mehr zum Vorschein kommt. Doctor Willkem hat sich nämlich in die großmüthige Idee verrannt, zu Gunsten der Frau auf das ihm zugefallene Vermögen zu verzichten, sobald sie zurückkehrt. Nun wirft mir aber die Verwaltung dieses Vermögens ein erkleckliches Sümmchen ab, und Sie werden begreifen, daß man dergleichen nicht gerne fahren läßt.

Nora nickte stumm. Man sah, daß sie schlau genug war, nicht unvorsichtig in eine Falle zu gerathen."

Tompsen that einige tüchtige Züge aus dem vollgefüllten Glase und forderte auch das Mädchen zum Trinken auf, dann fuhr er fort:

„Doctor Willkem hat Ihnen indirect tausend Thaler geboten, ich biete Ihnen sechstausend, wenn Sie mir vertrauen, wo und wann Sie Frau von Willkem gesehen haben?"

„Also das ist der langen Rede Sinn," erwiderte das Mädchen spöttisch. „Da haben Sie sich umsonst bemüht, ich weiß von Nichts."

„Hassen Sie die Frau oder nicht?“

„Und ob ich sie hasse!“ Bei diesen Worten funkelten die stahlgrauen Augen wie die einer gehetzten Katze.

„Dann werden Sie nicht so dumm sein, länger die Unwissende zu spielen. Merken Sie, was ich sage: „Wir wollen miteinander ein Geschäft machen. Ich gebe Ihnen sechstausend Thaler, die Sie bei Ihren voraussichtlichen Irrfahrten gar wohl gebrauchen werden, Sie aber theilen mir mit, wo sich Frau von Willkem aufhält, damit ich Mittel und Wege finde, dieselbe für immer unschädlich zu machen. Im andern Fall ist es aber doch möglich, daß Alberti mit ihr zusammentrifft und dann —“

Die Züge Nora's verzerrten sich völlig bei Erwähnung einer solchen Möglichkeit, doch beherrschte sie sich und sagte: „Wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht falsch und hinterlistig sind?“

Tompsen lachte gezwungen auf; die Hand des Mädchens ergreifend, sagte er schmeichelnd:

„Nora Millner zu überlisten, wird wohl schwerlich Jemandem gelingen.“

„Alberti hat Sie öfters als einen durchtriebenen Schlaukopf bezeichnet.“

„Viel Ehre,“ lachte Tompson. „Aber nun wollen wir an Abschließung unseres Geschäfts denken.“

Mit diesen Worten zog Thompsen eine volle Brieftasche hervor und zählte die Summe in Tausendthalerscheinen auf.

„Hier ist das Geld. Ich verlange dafür den Aufenthaltsort der Frau und Ihre Verschwiegenheit über dieses Geschäft.“

Nora verschlang mit den Augen das aufgelegte Geld, dennoch zögerte sie noch einen Augenblick.

„Nun denn,“ sagte sie dann, „ich will Ihnen mittheilen, was ich weiß, doch werden Sie mir auf Ehrenwort versprechen, daß Frau von Willkem nie hierher zurückkehrt, sie muß für Alberti verschollen bleiben.“

„Dies liegt wohl in meinem eigenen Interesse,“ antwortete Tompsen ausweichend.

„Sie nannten vorhin meine Reisen Irrfahrten," sagte Nora lächelnd, „und Sie hatten damit nicht so ganz Unrecht. Also, auf eine dieser Irrfahrten entdeckte ich Frau von Willkem's Schlupfwinkel.

„Ich erinnerte mich nämlich, daß Verwandte von mir in der Schweiz ansässig sind und dachte mit deren Hilfe Alberti leichter zu finden. Leider täuschte ich mich; die Leute waren nicht dazu zu brauchen. Demungeachtet hielt ich mich mehrere Wochen dortselbst auf.

„Eines Tages ging ich in eine entfernt liegende Kirche, und der Weg führte mich bei einem allerliebsten Häuschen vorüber, das meine Aufmerksamkeit so sehr erregte, daß ich unwillkürlich stehen blieb, um den prächtigen Vorgarten und die entzückend schönen Blumen in den Fenstern zu bewundern.

„Ich dachte, wie es sich hier glücklich hausen ließe, wenn dies mein Eigenthum und Alberti mein Gatte wäre. Während ich meinen Zukunftsträumen nachhing, klangen plötzlich die herrlichen Töne eines Claviers aus den geöffneten Fenstern.

„Anfangs waren es nur einzelne Accorde, dann aber kam ein ganzes Durcheinander, und bald formte es sich zu einem mir nur zu wohl bekannten Liede. Unzählige Male hatte ich dieses Lieblingsstück von meiner Gebieterin spielen gehört.

„In meinem Innern stand es fest, daß sie und Niemand sonst die Spielerin sein könne.

„Lange stand ich auf meinem Lauscherposten und hörte noch mehrere mir bekannte Stücke produciren, aber zu sehen bekam ich Niemanden; das Häuschen schien wie ausgestorben, von unsichtbaren Geistern bewohnt.

„Ich konnte endlich nimmer länger warten und mußte gehen, aber Sie können sich wohl denken daß es mir nun keine Ruhe mehr ließ, seit ich die Frau hier zu wissen glaubte.

„Das Einfachste wäre es allerdings gewesen, Frau von Willkem einen Besuch zu machen, aber ich fürchtete dadurch den Vogel aus seinem Versteck zu verscheuchen, und dies war um Albertis willen nicht nach minem Sinn.

„Es bedurfte daher vieler Umwege, bis ich Gewißheit erhielt, daß ich mich nicht getäuscht. Und um mich völlig zu überzeugen, suchte ich mir ein Lauscherplätzchen aus, wo ich so lange aushielt, bis Frau von Willkem eines Abends im Vorgarten erschien."

Tompsen hatte mit athemloser Spannung zugehört, jetzt sagte er: „Und wenn es dennoch Täuschung gewesen wäre?"

Nora schüttelte den Kopf. „Ich werde doch meine Gebieterin erkennen? Uebrigens sah ich sie zu wiederholten Malen und blieb mir hierüber nicht nicht der geringste Zweifel."

Tompsen füllte Noras Glas und nöthigte sie zum Trinken; nachdem auch er einen tüchtigen Schluck des feurigen Weines gethan, sagte er:

„Ich begreife nur Ihre thörichte Eifersucht nicht; soviel ich weiß, ist Frau von Willkem den stürmischen Bewerbungen Albertis entflohen."

„Das ist auch mein einziger Trost, daß sie

ihn nicht liebt, aber leider Gottes hat er die Frau in seinen Händen."

„Ah!" machte Tompsen.

„Ja, sehen Sie, Herr Doctor, eine gut geschulte Zofe muß überall Aug' und Ohr haben", fuhr Nora, auf die der starke Wein bereits wirkte, mit überlegenem Lächeln fort; „und glauben Sie mir, daß die Frau, die ich glühend hasse, längst hinter Schloß und Riegel säße, wüßte ich nicht, daß es in erster Reihe meinem Alberti an den Kragen ginge."

„Ich glaube gar, in Ihrem Kopfe spuken die Geister des edlen Traubenblutes," lachte Tompsen.

„Ich weiß sehr wohl, was ich sage," eiferte Nora, „und ich weiß auch, was Alberti veranlaßte, den Kopf in die Schlinge zu stecken. Wenn Sie schweigen können, so will ich Ihnen die Ursache von Frau von Willkems Flucht sagen; — es war die Furcht vor Entdeckung."

Tompsen glaubte zu träumen, dennoch war er besonnen genug, kein Zeichen besonderer Ueberraschung

laut werden zu lassen, möglichst ruhig sagte er: „Sie können mir rückhaltlos vertrauen, ich werde Sie nicht verrathen. Mich interessirt die Sache nur so weit, als ich gegen die Frau eine Waffe in Händen zu haben wünsche."

„Die sollen Sie haben", triumphirte Nora, dann setzte sie geheimnißvoll im Flüsterton hinzu: „Das Testament, welches Frau von Willkem zur Universalerbin machte — ist gefälscht."

Tompsen prallte förmlich zurück.

„Eines solchen Verbrechens ist Frau von Willkem nicht fähig," rief er unwillkürlich.

Nora zuckte die Achseln. „Und doch ist es also," sagte sie. Alberti dachte wahrscheinlich, mit der Frau sich das Vermögen zu sichern, und nun er zum Verbrecher geworden, hat er das leere Nachsehen — erst das Erbe und dann die Frau!"

„Es bleibt ihm ja noch ein Trost — Ihre Liebe," bemerkte Tompsen ironisch, während er ein Blatt aus seinem Notizbuch riß und es sammt

einem Bleistift Nora hinreichte, um sich Frau von Willkems Adresse notiren zu lassen.

Nora kam dieser Aufforderung bereitwillig, wenn auch mit sehr unsicherer Hand nach; dann raffte sie die Kassenscheine mit großer Hast zusammen und erhob sich.

Am Thor sagte Tompsen: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen und würde Ihnen rathen, die Droschke, die dort die Straße heraufkommt, zu benutzen — sie scheint leer zu sein.“

Und seinen Hut leicht lüftend, ging er eilig in der entgegengesetzten Richtung fort.

Es war mittlerweile spät geworden, dennoch lenkte Tompsen seine Schritte zurück zu Rühle. Er wußte, daß er eine Freudenbotschaft bringe, und er wollte auch nicht eine Stunde damit zaudern. In seinem Innern war er über Noras Mittheilung höchst beunruhigt, und er ahnte nun das Geheimniß, welches Hilda, das edle Mädchen, in ihrem Herzen bewahrte; aber wie bei ihr, stand es auch in seiner Seele fest, daß Willkem nie darum erfahren dürfe.

War das so gänzlich fremde Benehmen Tompsens für Hilda beunruhigend gewesen, so hatte dessen unmotivirte, hastige Entfernung sie noch vollends außer Fassung gebracht.

Anfangs suchte sie ihre innere Unruhe möglichst zu verbergen, als aber Tompsen auch zum Souper nicht erschien, konnte sie ihrer Erregtheit nimmer länger gebieten.

Willkem müßte keinen Funken Menschenkenntniß besessen haben, wenn er sich über die Gefühle getäuscht hätte, die Hildas Herz erfüllten.

Das so sorglich bereitete Souper wurde kaum berührt. Kein Gläserklang, kein humorvoller Toast feierten das trübselig vor sich hinblickende Geburtstagskind. Der Tag, der so schön begonnen, schien kläglich zu enden.

Eben schlug die alte Stockuhr die zehnte Stunde, als die Hausglocke laut ertönte.

Hilda eilte mit einem freudigen Ausruf an's Fenster und fand zu ihrer Freude die innere Ahnung bestätigt — es war Tompsen.

„Aber Freund, warst Du denn von Sinnen?“ rief Willkem bei dessen Eintritt.

„Ja, ja, schmäht mich nur, Ihr Kurzsichtigen; es wird die Stunde kommen, wo Ihr mir Abbitte leisten werdet.“

„Das glaube ich selbst, lieber Doctor,“ entgegnete Frau Rühle lachend, indem sie Tompsen den großen Lehnstuhl, den er gewöhnlich einnahm, zurechtrückte.

Man sah Tompsen an, daß er eine hochwichtige Mittheilung zu machen habe, dies zeigte die feierliche Miene und der vielsagende Blick, der von Einem zum Anderen schweifte.

„Also heraus, Tompsen, mit der Erklärung Deiner unverantwortlichen Handlungsweise,“ sprach Willkem scherzend.

„Habt Ihr nicht bemerkt, daß das Kammerkätzchen Gegenstand meiner regsten Aufmerksamkeit geworden?“ fragte Tompsen.

„Dachte ich's doch!“ rief Hilda. „Nicht wahr, das verschmitzte Mädchen hat mehr als Vermuthung?“

Tompsen ergriff Hildas Hand, indem er sagte:

„Sie treffen immer den Nagel auf den Kopf. Ja, theuere Freundin, Frau von Willkem ist gefunden!“

Hilda that einen Ausruf der Freude, während Willkem höchst erregt sagte: „Und Du — Du hast wirklich dies Ziel erreicht?“

„Ja, Freund, ich habe es erreicht; das Wie will ich Dir morgen mittheilen, heute würde ich Dich damit nur unnütz quälen.“

Und nun erzählte er, was er von Nora erfahren, während sich auf den Gesichtern der Zuhörer die größte Spannung zeigte.

Kaum hatte Tompsen geendet, als Hilda rief: „Ich reise heute noch ab; mir brennt der Boden unter den Füßen!“

Tompsen legte seine Hand auf ihren Arm.

„Gemach, schöne Dame,“ sagte er, „erst werden Sie mich hören. Aus Noras Reden geht klar hervor, daß Alberti die Spur der schutzlosen Frau verfolgt, und es hängt vielleicht nur von einem Zufall ab,

daß er sie findet. Um einer solchen Gefahr zu begegnen, bedarf Frau von Willkem eines Beschützers, und dieser kann und darf kein Anderer sein als Freund Willkem!“

In Romualds Auge flammte es auf und verschönte die ernsten Züge, während Hilda lebhaft zu beweisen suchte, daß es ihr vielleicht gelingen werde, Amélie zur Rückkehr zu bewegen.

„Hoffen Sie so Etwas nicht,“ sagte Tompsen ernst und entschieden; „hätte Frau von Willkem je eine solche Absicht gehabt, würde sie nicht bestrebt gewesen sein, für verschollen zu gelten.“

„Sie sind hart, Doctor,“ entgegnete Hilda schmollend; „wenn die Mission mißlingt, trifft Sie allein die Schuld.“

„Ich weiß zwar, die Frauen beanspruchen immer das Recht für sich, diesmal aber soll mein Wille gelten,“ sprach Tompsen lächelnd, indem er die kleine Hand des jungen Mädchens streichelte, dann sich an Willkem wendend, fragte er: „Du bist doch einverstanden mit meiner Disposition? Und wenn Du

Dich als reisefertig bei mir meldest, will ich Dir weitere Instructionen geben."

Stumm drückte Willkem des Freundes Hand; seine Mienen sagten mehr als Worte.

Mit der freudigen Nachricht, die Tompsen gebracht, schien neues Leben in den kleinen Kreis gekommen. Fröhlich klangen jetzt die Gläser aneinander, und erst in später Stunde brachen die beiden Freunde auf, um heimzukehren.

Romuald von Willkem schloß in dieser Nacht kein Auge. Wie sehr hatte er gewünscht, nur die geringste Spur von Amélien zu finden, und nun, wo er schon daran verzweifelte, war ihm wider Erwarten dieser heiße Wunsch erfüllt worden.

Amélie lebte und befand sich wohl, dies war mehr, als er je zu hoffen gewagt, und damit schwand der größte Theil der Selbstvorwürfe, die ihn ihretwegen bis jetzt gequält.

Ob und wie sie ihn aufnehmen werde, daran dachte er in diesem erregten Augenblicke nicht; vor seinem Geiste stand nur die Gefahr, die ihr in

Alberti drohte und dringend eine kräftige Hand zu ihrem Schutz bedingte.

Romuald von Willkem machte sich reisefertig mit dem festen Entschluß, Amélie die Hand zur Versöhnung zu bieten, denn seit den erschütternden Mittheilungen des Gärtnes, war sein starrer Trotz gebrochen, er war ein Anderer geworden.

Als die langen Stunden der Nacht vorüber-gegangen, harrte des pflichteifrigen Arztes noch manche unliebsame Verzögerung, bis er endlich an seine eigenen Interessen denken und, von Tompsen begleitet, den Abendzug zu seiner Abreise benützen konnte.

* * *

Auf einem sanft ansteigenden Berge, wenige Schritte von der Straße entfernt, befindet sich das von Nora Millner bezeichnete Häuschen.

Von der kleinen weinumrankten Veranda genießt man einen wundervollen Ausblick in das romantische Thal mit dem reizend gelegenen Städtchen und den himmelanstrebenden Bergen im Hintergrund.

Das Häuschen im echten Schweizerstyl gebaut sieht feiner, zierlicher aus als die Uebrigen und ist der, dasselbe umschließende Garten mit besonderer Sorgfalt angelegt, da der Besitzer desselben, dieses kleine Paradies geschaffen, um es seinem ersten Sprößling als Taufgeschenk zu bieten. Doch diese Freude war ihm nicht gegönnt, denn das neidische Geschick entriß ihm den heißersehnten Stammhalter wenige Stunden nach dessen Geburt.

Von da an hatte der reizende Besitz keinen Werth mehr für ihn, und er war froh, als eines Tages eine Dame denselben sammt der luxuriösen Einrichtung für ein Jahr miethete.

Niemand kümmerte sich wer die Dame sei, die hier in stiller Abgeschiedenheit lebte, und man interessirte sich nicht für die Gründe, die sie dazu veranlaßten.

Zwei junge Mädchen und ein alter Diener versahen die nöthigsten Dienste, aber auch diese vermieden möglichst jeden Verkehr, und so sprach man nur selten von der jungen Fremden.

Die verschollene Amélie von Willkem hatte gut gewählt; sie hatte hier gefunden was sie gesucht, ein einsames, von jedem Verkehr abgeschlossenes Asyl. In diesem romantischen Winkel der Welt war sie vor unberufenen Blicken sicher, denn nur selten kamen Fremde die Straße vorüber.

Sie war ihrer Heimat mit dem festen Vorsatz entflohen, für eine Reihe von Jahren verschollen zu bleiben, und dann nur soweit in Verbindung zu treten, als es die Regelung der Vermögenverhältnisse erforderte.

Anfangs hatte sie vermeint, diese ihre freiwillige Verbannung ganz leicht ertragen zu können, mit der fliehenden Zeit erwachte jedoch ein ungekanntes Sehnen in ihrer Brust, das zu unterdrücken sie sich vergebens bestrebte.

Das ihr zu Theil gewordene, unverdiente Loos dünkte ihr täglich drückender und beklagte sie selbes oft unter heißen Thränen; eine unbezwingbare Schwermuth bemächtigte sich ihres Wesens und erschütterte nach und nach die zarte Gesundheit.

Dennoch hätte keine Macht sie zu bestimmen vermocht, in die Heimat zurückzukehren.

Nicht nur Alberti, der Dämon ihres Geschickes, weilte dort als drohendes Gespenst, auch Romuald von Willkem war es, der sie ferne hielt.

Sein Trotz hatte sich ihr mitgetheilt und sie bestimmt, ihn für immer zu meiden.

Ihrer Berechnung nach mußte der Prozeß bereits entschieden und er im Besitze des Erbes sein. Diese Voraussetzung war ihr eine unendliche Beruhigung und wälzte eine große Last von ihrer Seele, denn nun durfte sie hoffen, daß das unglückselige Testament weiter keine Beachtung finden werde.

Anfangs hatte sie Albertis Rache gefürchtet, allein im Laufe der Zeit war auch diese Befürchtung bedeutend gemindert, und hätte nicht das Gefühl völliger Verlassenheit seinen Stachel tiefer und tiefer in die Brust gedrückt, würde Amélie die gewünschte Ruhe sicher in diesem Eden gefunden haben.

So aber verbrachte sie die Tage ruhe- und die Nächte schlaflos, und verging selten ein Morgen,

wo sie nicht schon mit dem ersten Grauen ihr Lager verließ, um die frische, balsamische Luft, die Berg und Thal durchströmte, zu genießen und sich zu laben an dem Anblick der seltenen Naturschönheiten.

So war es auch heute, wo wie alltäglich zu sehr früher Stunde, die einfache aber tief zum Herzen dringende Melodie des Hirten ertönte, der oben am Berge weidete.

Die klaren langgezogenen Töne durchzitterten die Luft und schwanden auf den Flügeln des leichten Morgenwindes dahin zu den fernen Bergen, die im leisen Echo das ergreifende Lied wiederholten.

Schon bei den ersten Tönen hatte sich die Thür der Veranda geöffnet, und Amélie war lauschend im Rahmen derselben erschienen; erst als das Lied mit einem anmuthigen Jodler schloß, trat sie ganz heraus.

Sie lehnte sich an den Rand der Veranda und überblickte mit ernst wehmüthigem Ausdruck die schon so oft bewunderte Umgebung.

Die hohe, schlanke Erscheinung im einfachen

Morgenkleid mit den schlicht gekämmten Haaren und den langen Flechten über den Rücken, trug etwas Mädchenhaftes an sich, und wer Amélie in den Tagen des Glückes gesehen, der mußte sagen, daß sie heute reizender aussah, als damals. Hatten auch die herben Schicksalsschläge das lebensfrische Antlitz bleicher, durchsichtiger gemacht, so trug dieses nur dazu bei, den Reiz der Schönheit zu erhöhen.

Die schlanken Finger der kleinen Hand spielten mit dem brillantenbesetzten Medaillon, das den schneeigen Hals zierte, während das feuchte Auge sinnend vor sich hinschaute.

Und als jetzt wieder die Pfeife des Hirten erklang und eines jener seelenvollen Heimatslieder herüberscholl, da perlte Thräne um Thräne die blassen Wangen herab.

Die Leute der Umgegend gingen die Straße hinauf und hinab, und Jeder grüßte ehrerbietig die schöne, vornehme Dame, aber auch Jeder sandte ihr einen mitleidsvollen Blick zu.

Amélie dankte freundlich, sprach wohl auch

manchmal einige Worte, und so besiegte sie den täglich wiederkehrenden Schmerz. Endlich holte sie ein Buch, um zu lesen, während eines der Mädchen ab und zu ging, um den Frühstückstisch herzurichten.

Nach dem Frühstück ging Frau von Willkem hinab in das Vorgärtchen, um die von ihr gepflegten Blumen in Ordnung zu bringen, aber auch dieses harmlose Vergnügen weckte in ihr schmerzliche Erinnerungen an die Zeit des Glücks, wo sie ihrem Gatten zu Liebe täglich das Glashaus geplündert, um sich mit Blumen zu schmücken.

Jetzt entschloß sie sich nur schwer, eine Rose zu brechen; war sie denn wirklich in der kurzen Zeit so empfindsam geworden?

Amélie lächelte und streckte die Hand nach der Rose aus.

In diesem Augenblick erschien am Gartengitter eine große, kräftige Männergestalt

Die junge Frau stieß einen Schrei aus und machte eine Bewegung zu entfliehen, aber die Kniee versagten ihr; mit weitgeöffneten Augen starrte sie

Romuald von Willkem an, als stünde eine Geister-erscheinung vor ihren Blicken.

„Amélie!“ klang es weich aus seinem Munde.

Ein peinlicher Augenblick entstand; endlich trat Willkem ein und schloß hinter sich die kleine Thür. Langsam, fast behutsam näherte er sich der regungs-los Dastehenden; es schien, als fürchtete er, sie werde vor ihm fliehen.

Und in der That kam bei seiner Annäherung plötzlich Leben in die bleiche Frauengestalt. Wie träumend mit der schmalen Hand die Stirn berührend, that sie einige Schritte vorwärts.

„Sie sehen mich freudig überrascht, Amélie, Sie hier zu finden,“ sprach Willkem, die Hand zum Gruße darbietend.

Die junge Frau schien diese freundschaftliche Bewegung nicht zu gewahren; kühl und ruhig lud sie den unerwarteten Besuch ein, sich auf die Veranda zu begeben, wo sie Beide Platz nahmen.

„Sie haben uns viele bange Sorgen gemacht —

was sollte Ihre unerwartete Flucht?“ sprach Romuald vorwurfsvoll.

Amélie schien ihre Fassung wieder vollkommen erlangt zu haben; ein herber Zug lagerte sich um den kleinen Mund.

„Sie wissen doch, Herr Doctor, daß ich allein im Leben stehe, ohne Freund, ohne nahen Verwandten — guter Gott, wer sollte sich um mich sorgen?!“

„Ich verdiene den bitteren Vorwurf, der in Ihren Worten liegt, und muß mich darauf beschränken, Ihnen zu sagen, daß kein Mittel unversucht blieb, Ihrer geheimnißvollen Spur zu folgen und Sie zur Rückkehr in die Heimat zu bewegen.“

„Heimat?!“ Dies Wort war mit einem Gemisch von unterdrücktem Schmerz und Hohn gesprochen.

„Ich habe mich selbst vogelfrei erklärt, Doctor,“ fuhr Amélie nach einer kurzen Pause fort, „und ich muß Ihnen gestehen, es liegt ein eigener Reiz darin, sich niederlassen zu können, wo es uns gefällt.“

„Und haben Sie nie bedacht, welchen Gefahren eine schutzlose Frau ausgesetzt ist?“

„Was sollte mich hier bedrohen? Uebrigens versteht mein alter Jacob keinen Spaß, der würde uns schon vertheidigen," gab sie lächelnd zurück.

Willkem zuckte leicht mit den Achseln und dem Gespräch eine andere Wendung gebend, erzählte er von Hilda von Goldegg und allen bemerkenswerthen Vorkommnissen in der Heimat; dabei erwähnte er der fluchtähnlichen Abreise Albertis und der bestimmten Voraussetzung, daß sich dieser in der Schweiz befinde.

Amélie erbleichte tiefer, aber sie sprach kein Wort darüber, und so kam bald die Rede auf Willkems Vergnügungsreise.

Er sagte, daß er mit dem Vorsatz gekommen sei, sich hier einige Zeit aufzuhalten, um sich in der kräftigen Luft zu erfrischen, alsdann sei er gesonnen die Reize des Oberlandes zu genießen.

„Und hatten Sie wirklich keine Ahnung, mich hier zu finden — verdankten Sie es dem bloßen Zufall?" fragte die junge Frau unvermittelt.

Willkem war keiner Lüge fähig, daher versetzte ihn diese Frage in die peinlichste Verlegenheit, end-

lich antwortete er: „Ich ahnte und hoffte, Sie hier zu finden."

Amélie blätterte mit gesenkten Blicken nachlässig in dem Buche, aus welchem sie vor dem Frühstück gelesen hatte, aber man sah ihr an, daß eine heftige innere Erregung sie beherrsche, denn die Hand zitterte merklich, und wiederholt war das Buch nahe daran, ihren Händen zu entfallen.

Einen Moment schien sie nachzusinnen, dann erhob sie den Blick und richtete zum ersten Male das große Auge voll auf ihn.

„Ich will nicht fragen, auf welche Art Sie Kenntniß von meinem Aufenthalt erhielten," sagte sie, „ich will nur die Bitte an Sie richten, über meine Verhältnisse gegen Jedermann das tiefste Schweigen zu beobachten. Ich lebe hier unter dem Familiennamen meiner Mutter, und die Bekanntwerdung meines wahren Namens würde mich zwingen, dies traute Heim zu verlassen."

Willkem verbürgte die Erfüllung dieses Wunsches mit seinem Ehrenwort, alsdann erhob er sich.

„Auch ich habe eine Bitte an Sie zu richten," sprach er weich, „werden Sie mir die Erlaubniß geben, Sie zu gelegener Zeit besuchen zu dürfen?"

„Ich habe seit meinem Hiersein als Einsiedlerin gelebt, so würde es auffallen, wenn ein Fremder — —" Amélie stockte in sichtbarer Verwirrung.

„Natürlich bin ich auch in Ihren Augen nur ein Fremder," versetzte Willkem mit scharfer Betonung. „Nun denn, gnädige Frau, so gestatten Sie mir wenigstens, daß ich Sie als Arzt besuchen darf, denn Ihr Aussehen verräth, daß Sie ärztlichen Rathes dringend bedürfen."

„Dieses Anerbieten abzulehnen, verbietet mir mein Gewissen," versetzte Amélie lächelnd, „nur bitte ich Sie, mir bis morgen Zeit zu lassen, da ich heute kaum fähig wäre, Ihnen meine wirklichen und eingebildeten Leiden klar zu machen."

Willkem empfahl sich kühl und gemessen, und auch Amélie war um kein Jota herzlicher.

Mit ruhigem Ernst begleitete sie Roumald bis

zur Gitterthür des Gartens, dann kehrte sie langsam in's Häuschen zurück.

Eine Stunde später saß Willkem im Zimmer des bescheidenen Gasthofes, wo er seit gestern weilte. Er war damit beschäftigt, an Hilda von Goldegg zu schreiben, aber so sehr er sich auch bemühte, seine Gedanken zu ordnen, es wollte ihm nicht gelingen.

Zu wiederholten Malen hatte er den bereits begonnenen Brief zerknittert hingeworfen, endlich sprang er ungeduldig auf und ging mit großen Schritten auf und ab.

Was war es, was ihn so sehr erregte? Sein Wunsch hatte sich doch noch so ganz unerwartet erfüllt; er hatte Amélie gefunden; sie lebte und befand sich, wie es schien, in sehr behaglichen Verhältnissen.

Er hatte sie nicht in Tod und Verderben gejagt, wie sein Gehirn oft in schlaflosen Nächten ausgegrübelt; warum fühlte er sich denn in seinem Gemüth so bedrückt?

Er war mit der freudigen Hoffnung gekommen, Amélie werde ihm freudig die Hand zum Willkommen

bieten; und als er ihr gegenüber stand, hatte sich alles Blut zu seinem Herzen gedrängt und seinem Munde war ihr Name in vertraulichem Tone entschlüpft; er hatte vergessen, daß ihm hierzu die Berechtigung gänzlich fehle.

Frau von Willkem hatte aber sofort mit scharfen Contouren die Grenze bezeichnet, die er kein Recht hatte zu überschreiten; mit kalter Zurückweisung hatte sie jede Annäherung von vornherein abgeschnitten, sie war durch und durch die fremde vornehme Dame.

War das Amélie von Willkem, wie er sie nach zehnjähriger Trennung bei Tompsen zum ersten Male wiedergesehen?

Wie eine bittend Kind hatte sie damals mit thränenfeuchten Augen zu ihm aufgeblickt, und dieser wehmüthige, kindliche Blick hatte sein haßerfülltes Herz besiegt.

Ja, er hatte diese Frau einst bitter gehaßt!

Mit größter Kaltblütigkeit hätte er, wenn es in seiner Macht gelegen, ihr Verderben bewirkt, und

heute fühlte er sich durch ihre Kälte und Unnahbarkeit auf das Tiefste verletzt.

Am liebsten wäre er wieder allsogleich abgereist, aber Tompsen hatte ihm die Gefahren, denen die schutzlose Frau ausgesetzt erschien, so bedenklich geschildert, daß er es für seine Pflicht hielt, länger zu verweilen.

Mit welch' freudigem Interesse er diese keineswegs schwere Pflicht erfüllte, gestand er sich freilich selbst nicht ein, er suchte sich im Gegentheil zu überreden, welch' Opfer es für ihn sei, Amélie in den nächsten Tagen wieder besuchen zu müssen, was allerdings nur in den Grenzen des pflichteifrigen Arztes geschehen sollte.

Noch unter dem Eindruck der größten Aufregung und der widersprechendsten Gefühle schrieb er endlich den Brief an Hilda, und als er damit zu Ende gekommen, überlas er nochmals die Zeilen, in welchen er Amélies Schroffheit und Undankbarkeit mit grellen Farben geschildert, und fand, daß er sich viel zu gelinde darüber ausgedrückt habe.

Sein Groll war auf's Neue erwacht, und der mühsam unterdrückte Trotz machte sich diese Stimmung zu Nutze, um mit geringer Mühe sein Haupt wieder zu erheben.

Wie leicht es demselben geworden, die alte Macht zu erlangen, bewies Willkem am Nachmittag, wo er einen Ausflug unternahm und dabei die Straße wählte, die am Häuschen vorüberführte, wobei aber kein Blick dasselbe streifte.

Die blasse junge Fran, die mit einer Näharbeit beschäftigt auf der Veranda saß, sah ihn vorübergehen, und ein bitteres Lächeln umzuckte ihre Lippen. Sie wußte wohl, daß sie ihn gekränkt hatte, aber wäre er jetzt auch eingetreten, würde sich der innere Stolz gesträubt haben, ihm ein freundschaftliches Wort zu bieten.

Sie konnte sich über sein plötzlich verändertes Wesen nicht täuschen; es war Mitleid mit ihrer, wie er vorausgesetzte, mittellosen Lage, die er in seinem übertriebenen Rechtsgefühl verschuldet zu haben vermeinte.

Allerdings schmolz ihre wenige Habe bedenklich

zusammen und bald war sie genöthigt, das ihr gehörige Palais zu veräußern, was jetzt durch Romualds Vermittelung glücklicherweise leicht geschehen konnte.

Aber hätte sie auch gar nichts mehr besessen, würde das Gespenst unausbleiblicher Noth an ihre Thür pochen, er wäre doch der Letzte, von dem sie sich bemitleiden lassen möchte.

Uebrigens fühlte sich Amélie durch die Anwesenheit Romualds doch beruhigt.

Das, was ihr dieser über Alberti mitgetheilt, hatte sie längst geahnt und gefürchtet. Sie wußte, daß Alberti nicht ruhen werde, bis er sie entdeckt habe und darum hatte sie sich auch in diese Einsamkeit vergraben, da sie hoffte, er werde im Gewühle des Weltlebens ihre Spur verfolgen.

Amélie hatte keine Ahnung, wie nahe die Gefahr war, von der Willkem gesprochen.

Alberti war damals allerdings Hildas Drohungen scheinbar gewichen, weil er darauf Bedacht nahm, sich die Freiheit zu wahren, aber er war alsbald wieder zurückgekehrt.

Das leidenschaftliche Verlangen nach Amélies Besitz war so mächtig, daß er keinerlei Gefahren scheute.

Als er von dem Verschwinden der jungen Witwe Kenntniß erhalten, leitete er die Nachforschungen mit bewundernswerther Schlauheit und Spitzfindigkeit, und bald hatte er die Gewißheit, daß Amélie nach der Schweiz geflohen sei.

Freilich von da an verlor er ihre Spur, da sie unter dem ihm unbekannten Familiennamen dortselbst lebte, aber Alberti verzagte nicht; er sagte sich täglich: Müßte ich auch die Hölle durchwandern, ich muß und werde sie finden!

Immer enger und enger zog er die Kreise seiner systematischen Nachforschungen, und schon umkreiste er seit Wochen wie ein Raubvogel das einsame Versteck, und schon war er dem heißersehnten Ziele ziemlich nahe gerückt, als seine feinen Pläne durch Nora unliebsam gekreuzt wurden.

Alberti empfing das Mädchen in höchst unliebenswürdiger Weise, aber all' sein Schelten und die mitunter bedrohlichen Zornesausbrüche schreckten Nora

nicht zurück. Sie war ruhig und gefaßt und ließ ihn austoben und erst als er völlig erschöpft schwieg, betheuerte sie zärtlich, wie überaus glücklich sie sich fühle, endlich mit ihm vereinigt zu sein.

Schließlich zählte sie das von Tompsen erhaltene Geld prahlerisch auf den Tisch auf.

Dies war allerdings das beste Besänftigungsmittel, da in Albertis Kasse bereits Ebbe eingetreten war.

Nora sagte, daß sie dies ihr Vermögen flüssig gemacht habe und nun rathen würde, damit in die neue Welt zu wandern.

Alberti ging scheinbar auf alle ihre Pläne ein ja, er beherrschte sich so weit, seine Ansichten hierüber, auszusprechen, und so war der Friede bald hergestellt.

Er erklärte sich sogar bereit, baldmöglichst abzureisen, nur gab er vor, in Geldangelegenheiten noch einen wichtigen Brief aus der Heimat abwarten zu wollen. Indeß hoffte er Nora durch heuchlerische Zärtlichkeiten in Sicherheit und Sorglosigkeit einzulullen, um seine geheimen Nachforschungen fortsetzen zu können, aber hierin sollte er sich irren.

Das Mädchen zeigte sich höchst mißtrauisch und ließ ihn nicht aus den Augen, so daß die Zeit unnütz und träge hinschlich und zu keinem Resultat führte.

Dies versetzte Alberti in unbeschreibbare innere Aufregung, und diese wuchs derart, daß in seinem Gehirne bereits finstere Gedanken auftauchten, sich des Mädchens zu entledigen.

Mehr als je fühlte er sich jedoch von der Wachsamkeit Noras bedrückt, als er zufällig durch einen wandernden Teppichhändler von einer schönen jungen Dame hörte, welche kaum eine halbe Tagereise entfernt jenseits der Berge lebte.

Das Signalement, welches der Mann gab, paßte vollkommen auf Amélie von Willkem, und in Alberti befestigte sich die Ueberzeugung, daß die erwähnte Dame nur sie und keine Andere sein könne.

Von diesem Augenblick an sann er ernstlich auf Mittel frei zu werden, um seine Absichten ausführen zu können.

Und gerade jetzt wiegte sich Amélie von Willkem in einem gewissen Gefühle der Sicherheit.

Nach und nach hatte sie sich sozusagen in Romualds Schutz geflüchtet, wenngleich ihr Verkehr mit ihm sich auf die Besuche des Arztes beschränkte, denen allerdings manchmal ein Plauderstündchen folgte. Uebrigens war dies natürlich, da häufig Briefe von Tompsen einliefen, den Verkauf des Palais betreffend, die aber selten genug zu Amélies Zufriedenheit lauteten.

Es fanden sich hier und dort unvorhergesehene Hindernisse, die die gewünschte Veräußerung verzögerten.

Amélie wurde es dabei immer banger, denn die bleiche Sorge guckte öfter und öfter aus irgend einem verborgenen Winkel hervor und ängstigte die junge Frau im Innersten des Herzens, umsomehr, als sie Niemanden hatte, dem sie sich vertrauen konnte.

Diese ihre hilflose Lage war es, die den Wunsch erweckte, Hilda zu sich zu rufen, aber auch dieser Trost wurde ihr verwehrt, indem Hilda ganz unerwartet Tompsens Braut geworden und die Hochzeit wenige Wochen später anberaumt war.

Eines Tages saß Amélie völlig trostlos vor ihrer leeren Geldcassette; eben hatte sie derselben die

letzte Rolle Silberstücke entnommen. Was sollte nun geschehen? Unmöglich konnte sie Romuald mit ihrer trostlosen Lage vertraut machen. Sie mußte insgeheim an Tompsen schreiben und ihn bitten, ihr einen Vorschuß zu gewähren.

Noch grübelte sie nach, ob nicht ein anderer Ausweg möglich sei, als die knirschenden Schritte im Sande die Ankunft des Doctors verriethen.

Mit einer hastigen Bewegung schlug Amélie den Deckel der Cassette zu und verbarg sie eiligst unter dem Teppich, aber nicht schnell genug, daß nicht das durch das Fenster spähende dunkle Augenpaar es gesehen hätte.

Die Stirne Willkems zog sich in finstere Falten. Was verbarg sie so ängstlich vor ihm? Warum schien sie bei seinem Eintritt erschreckt und verwirrt, was sich noch deutlicher zeigte, als sein finsterer Blick forschend auf sie fiel?

Nach einen leichten Gruß nahm er ihr gegen-über Platz.

„Sie scheinen heute erregt“ warf er leicht hin,

„und die Nachricht die ich Ihnen bringe ist nicht geeignet Sie zu beruhigen. Graf M. ist vom Kauf des Palais wieder zurückgetreten."

„Nicht möglich," rief Amélie erschrocken, „ich habe doch Tompsen geschrieben, er möge es um jeden Preis losschlagen."

„Das wird er zweifellos nicht thun."

„Das Palais ist doch mein Eigenthum, rief die junge Frau in steigender Aufregung; „Tompsen hat nicht das Recht, nach Willkür darüber zu verfügen."

„Sie sollten doch die Letzte sein, die ihm einen Vorwurf macht, wenn er Sie vor Uebervortheilung schützt," sagte Willkem verweisend.

„Uebrigens begreife ich die Hast nicht, mit der Sie bestrebt sind, sich dieses Objectes zu entledigen. Dieses kleine Wunderwerk verschwenderischer Pracht war ja doch das Brautgeschenk Ihres Gatten, welches gewiß Erinnerungen des höchsten Glückes in sich birgt, in dem Sie manche Stunde süßen Glückes verlebt haben.

Amélies Lippen umzuckten bei diesen Worten ein unnennbares Weh, sie hätte aufschluchzen mögen vor

Schmerz. Ach! er ahnte nicht, welch' zwingende Macht ihr das theuere Andenken entriß!

Der Doctor hatte sich erhoben; sinnend ging er einigemale auf und ab und sagte:

„Es wird das Beste für Sie sein, zurückzukehren, denn auch ich kann mich nur noch kurze Zeit hier aufhalten."

Amélie machte eine abwehrende Bewegung. Romuald näherte sich; die Hand auf den Tisch stützend zwang er sie durch seinen flammenden Blick, das Auge zu senken.

„Fesselt Sie denn gar nichts an die Heimat?" klang es mit leicht vibrirender Stimme an ihr Ohr.

„Nichts!" wollte sie sagen, aber umsonst bemühten sich die Lippen, dies eine Wort hinzuhauchen.

Eine augenblickliche Stille trat ein; Jedes schien mit seinen Gedanken beschäftigt, bis endlich Willkem sagte: „Ich werde heute noch an Tompsen schreiben, daß er baldigst Ihrem Wunsch entsprechend handelt. Und was Ihre Rückkehr betrifft, wollen wir ein

andermal darüber sprechen, heute scheinen Sie angegriffen."

Die junge Frau erhob sich und gab ihm wie gewöhnlich das Geleite bis zur Gitterthür des Gartens und er wußte selbst nicht, wie ihm geschah; zum ersten Male ergriff er ihre Hand und drückte einen innigen Kuß darauf.

Amélie erbebte, während ein leichtes Roth die blassen Wangen färbte.

Willkem ging, aber ein eigenthümlich banges Gefühl überkam ihn. Nochmals schaute er sich um, während sein Fuß zögerte; allein ein Augenblick der Ueberlegung, und er schritt den Berg hinab.

Noch nie war ihm der tiefe Kummer der jungen Frau so aufgefallen wie heute; was war es, was sie also bedrückte?

Er befand sich schon nahezu zwei Monate hier und er hatte längst die Bemerkung gemacht, daß ein geheimer Gram an ihr zehre. Sein ärztliches Wissen war dem gegenüber machtlos; er hatte sein bestes, Wissen eingesetzt, aber umsonst, und gelang es ihm

nicht Amélies Vertrauen zu erringen, so war das junge Leben ernstlich gefährdet.

Nachdem er vergebens über den Grund ihres sonderbaren Benehmens nachgedacht, beschloß er, Amélie heute noch zu besuchen. Er wollte versuchen, ihr Herz zu erschüttern, er wollte und mußte sie zu einem Geständniß bringen.

Der erste kühle Herbstwind strich durch die Bäume und fegte die einzelnen, welken Blätter herab. Es war ringsum öde und stille wie gewöhnlich.

Amélie, die seit dem Weggange Willkems ruhelos umhergewandert war, fühlte sich auch jetzt in den späten Nachmittagsstunden von dem engen Häuschen förmlich erdrückt.

Sie nahm ein Tuch um, bedeckte den Kopf mit einer leichten Hülle und stieg den Berg hinan zu ihrem Lieblingsaufenthalt, wo sie schon so manche Stunde verträumt hatte.

Es war eine malerisch schöne Grotte, die zwei ineinanderschließende Felsen bildeten, und die zum Häuschen gehörig die Annehmlichkeit bot, daß man selbst im

Abenddunkel keiner Gefahr ausgesetzt war, da der Weg dahin, durch den kleinen Besitz führte.

Amélie nahm in unmittelbarer Nähe der Grotte Platz. Leise strich der Wind durch das Blättergewirr, daß es wie geheimnißvolles Flüstern über das sinnend in der Hand ruhende Haupt hinzog.

Die blasse Frau hörte nicht, was sich die schlanken Zweige eifrig erzählten, sie vernahm nicht die eigenthümlichen Töne, die bald von den Bäumen, bald aus der Grotte zu dringen schienen, sie sah nicht die Sonne sinken, die mit blutrothem Schein die Gegend magisch beleuchtete.

Vor ihrem geistigen Auge zog die jüngste Vergangenheit gleich einem Schattenspiele vorüber. Sie dachte an die einsamen, traurigen Tage, die sie hier verlebt und schauderte bei dem Gedanken, wie so bald Romuald scheiden und sie wieder verlassen hier hausen werde.

Warum gab sie seinen Wünschen und Bitten nicht nach? Konnte sie nicht zurückkehren?

„Nimmermehr!“ hauchte der halbgeschlossene Mund.

Es war ja zu ihrem Glücke, wenn er von ihr schied. Sie fühlte nur zu deutlich, daß der von ihm erborgte Trotz zu schwach war, um ankämpfen zu können gegen die Gefühle die sie erbeben machten, wenn er nahte, die sehnsuchtsvoll ihr Herz durchzogen, wenn er ferne war.

Wie dann, wenn er für immer schied?

Amélie bedeckte die Augen mit den Händen, denn sie sah bei dieser Frage einen bodenlosen Abgrund vor sich.

Endlich aus ihren Sinnen erwachend, gewahrte sie mit Erstaunen die leichten Schatten der beginnenden Dämmerung.

Das, was sie noch nie gefühlt, überkam sie plötzlich — eine unerklärliche Furcht.

Sie zog das ihr entfallene Tuch fest um die Schultern und eilte hinab. Kaum in den Garten eingetreten, meldete der Diener einen Fremden.

Amélie erschrack bis in's Innerste. Wer konnte es sein? Doch ehe sie irgend einen Befehl geben konnte,

stand wie aus der Erde gezaubert Albertis Gestalt vor ihren entsetzten Blicken.

„Verzeihen Sie Amélie, daß ich so gleich sans façon bei Ihnen eindringe," sprach er im vertraulichen Tone. „Wollen wir vielleicht hier gleich Platz nehmen, im Freien plaudert es sich so angenehm?"

Er wollte offenbar durch sein vertrauliches Benehmen der Dienerschaft gegenüber als alter, gern gesehener Freund auftreten, und es gelang ihm auch, durch dieses Manöver Jacob zu entfernen, der einen Moment mißtrauisch gezögert hatte.

Frau von Willkem hatte indeß ihre Fassung wieder erlangt.

„Was berechtigt Sie, hier wie ein Räuber einzudringen?" sprach sie im verächtlichen Tone.

Oho, noch immer die gleiche Sprache?" entgegnete er lachend. „Glauben Sie nicht, daß ich unser letztes Tête à tête vergessen habe; ich weiß ganz gut, was Sie von mir halten, dennoch werde ich nicht nachgeben, bis ich das ersehnte Ziel erreicht habe. Sehen Sie mich nur nicht so entsetzt an, Sie haben

nichts zu befürchten“ fuhr er lächelnd fort; „wir wollen vernünftig miteinander sprechen; aber nun nehmen Sie in dieser Laube hier Platz.“

„Und wenn ich mich weigere, dieser Aufforderung Folge zu leisten?“

„Das werden Sie nicht, denn in unserer Unterhaltung könnte manches Wort fallen, was für ein unberufenes Ohr nicht taugt.

Alberti hatte bei diesen Worten einige Schritte vorwärts gethan und dadurch die junge Frau genöthigt, sich zu setzen, wo er es für gut fand.

Eine augenblickliche Pause trat ein, endlich sagte Alberti spöttisch: „Sie haben wahrscheinlich gehofft, ich werde Ihr Versteck nicht auffinden und Ihnen gönnen, Ihre Tage in idyllischer Ruhe hier zu verbringen, was mir als Beweis dient, daß Sie keine Ahnung von der rasenden Leidenschaft haben, die mich für Sie erfüllt.

„Wenn etwas im Stande war, meine an Wahnsinn grenzende Liebe zu steigern, so war es Ihr geheimnißvolles Verschwinden, und heute, wo ich so glück-

lich war, Sie zu finden, heute, wo ich Sie schöner und reizender vor mir sehe als je, schwöre ich Amélie, mit Dir vereinigt zu leben oder zu sterben!“

Die geängstigte Frau wollte aufspingen, aber Albertis Hand schlang sich wie eine eiserne Fessel um ihren Arm; er rückte näher, sein Auge glühte der heiße Athem seines Mundes streifte ihre Wange.

„Bleiben Sie,“ herrschte er, „und lassen Sie sich nicht in den Sinn kommen, um Hilfe zu rufen, denn der Erste, der kommt, soll hören, daß Sie die Mitschuldige eines Mörders sind!“

Ein unarticulirter Laut entwand sich den bleichen Lippen der halb ohnmächtigen Frau.

„Ich weiß, Amélie, daß Sie nie freiwillig mir angehören werden,“ begann er nach einer kleinen Weile mit erregter, heiserer Stimme wieder, „und daß meine wahnsinnige Liebe nicht einen Funken Mitleid in Ihrem Herzen entzündet, und so sollen Sie wenigstens erfahren, wie weit ich durch diese unselige Neigung getrieben wurde.“

Kein Wort, keine Bewegung unterbrach den

unheimlichen Sprecher, daher er mit einem tiefen Seufzer fortfuhr: „Meine Erziehung, meine Routine, mich in gesellschaftlichen Kreisen zu bewegen, wird Ihnen gesagt haben, daß ich einem vornehmen Hause entsproßte. Ich lernte Alles, nur das Eine nicht, mein leidenschaftliches Temperament zu zügeln. Ich kann und will nicht viele Worte machen und sage nur, daß ich einst ein Wesen liebte, wie ich jetzt Sie liebe, Amélie.

„Ich wurde betrogen und fand eines Tages das Mädchen in den Armen eines Andern — meines Freundes. Zwei Schüsse krachten, und Beide waren vereinigt für immer!

„Diese unselige That büßte ich im Kerker.

„Aber ich konnte die Gefängnißluft nicht lange ertragen, ich entfloh! Wie? wird Ihnen Hilda von Goldegg zu erzählen wissen.

„Meine Flucht gelang, und ich faßte den ernsten Vorsatz, fern von meiner Heimat ein Anderer zu werden.

„Ich kam endlich in das Haus Willkem.

„Als ich Sie zum ersten Male sah, wußte ich.

daß mein Geschick entschieden sei, wenn nicht Ihr Herz mir angehörte. „Da führte mein Gebieter, der Millionär diejenige heim, für die ich mein Herzblut gegeben hätte, und in meiner Brust flammte der glühendste Haß gegen den Glücklichen auf.

„Er stand mir und meinen Zukunftsträumen im Wege, und so fiel Arthur von Willkem von meiner Hand, — ich wurde zum Meuchelmörder!“

Jetzt sprang Amélie auf, aber schon hatte sie Alberti erfaßt und wieder niedergedrückt; er hörte in seiner Erregung nicht das gewaltsame Knacken der Zweige außerhalb der Laube, sondern fuhr fort: „Ich bin noch nicht zu Ende. Meine Leidenschaft für Sie drängte mich auf der Verbrecherbahn noch weiter.

„Ich fälschte, um Ihnen das Vermögen zu sichern, das Testament und machte Sie ohne Ihren Willen zu meiner Mitschuldigen, denn ich mußte eine Waffe gegen Sie in Händen haben, die mir zum Ziele verhelfen sollte. Leider kam dieser Erbschleicher und entriß Ihnen Alles, sonst wäre es wohl anders

gekommen. Sie entflohen, weil Sie fürchteten, entweder mir angehören zu müssen, oder auf die Anklagebank zu kommen.

„Sie haben mit dieser thörichten Flucht gar nichts gewonnen; Sie stehen heute vor derselben Wahl, und Sie haben mich dadurch nur zu einem neuen unnöthigen Verbrechen getrieben.

„Nora, die verliebte Närrin, warf sich meinen Wünschen, meinem heißen Sehnen in den Weg. Sie ahnte, wohin ich gehen wollte und klammerte sich gewaltsam an mich; es gab Streit und — nun ruht sie drüben im See!“

Die junge Frau schrie entsetzt auf.

In diesem Augenblick trat aus dem Gebüsch eine hohe Männergestalt hervor, und bald erkannte man das bleiche Antlitz Romuald von Willkems.

„Kein Wort weiter, Elender!“ rief er mit bebender Stimme.

Alberti sprang auf wie ein gereizter Tiger; ein Moment und ein Revolver blitzte in seiner Hand. Ein lautloser, augenblicklicher Kampf entspann sich;

plötzlich knallte ein Schuß, und Amélie sank mit einem leisen Aufschrei zurück.

Romuald rief um Hilfe, und schon kam der des Rufes harrende Diener mit zwei Männern herauf. Man hörte die Schritte der Nahenden, da riß sich Alberti mit übermenschlicher Kraft los, aber es gab kein Entrinnen mehr.

Noch ein Schuß — und das rächende Geschick hatte ihn ereilt.

Die Nacht mit ihren Schrecken war vergangen.

Der klare Morgen beleuchtete den Schauplatz der blutigen That, aber nichts war zu sehen als zertretene Blumen und geknickte Zweige im Gebüsche.

Die Commission hatte in den frühen Morgenstunden den Localaugenschein aufgenommen, dann war es stille geworden in dem Häuschen am Berge.

Amélie von Willkem lag in den schneeigen Kissen ihres Lagers im todtenähnlichen Schlummer.

Während die Mädchen leise ab und zu gingen, stand Doctor Willkem am Bette und zählte mit besorgter Miene die Pulsschläge.

Er fürchtete mit Recht, daß die ärztliche Kunst nicht im Sande sein werde, dem unerbittlichen Würgengel sein Opfer zu entreißen.

Die Verwundung war allerdings keine gefährliche, allein die Erschütterung der furchtbaren Stunde, hatte den ohnehin geschwächten Organismus der zarten Frau gänzlich zerstört.

Willkem befürchtete den baldigen Ausbruch eines heftigen Fiebers und zählte die Stunden bis zur Ankunft Hilda Tompsens, die er unverzüglich berufen hatte; es sollte kein fremdes Ohr die Fieberträume der Kranken belauschen, die sich zweifellos mit der verhängnißvollen Vergangenheit beschäftigten.

Hilda Tompsen säumte nicht, an das Krankenlager der Freundin zu eilen, und nahm damit Willkem eine schwere Sorge ab, zumal er jetzt häufig bei Gericht zu thun hatte.

Wie der erfahrene Arzt vorausgesehen, quälte das verhängnißvolle Testament die Kranke unaufhörlich. Sie sah sich als Angeklagte im Gerichtssaal und rief: sie sei die Mitschuldige eines Mörders.

Mit den rührendsten Ausdrücken flehte sie dann wieder zu Romuald um Verzeihung, um gleich darauf mit gellendem Aufschrei vor Alberti zu flüchten.

Nur wenn Willkems Hand sich auf ihre Stirne legte und sein Mund mit weicher Stimme Worte der Beruhigung sprach, senkten sich die langen Wimpern über das vor sich hinstarrende Auge, während die Seele zu lauschen schien.

Hilda Tompsen pflegte die Kranke mit aufopferndster Freundschaft und suchte nur so viel Zeit zu gewinnen, um an ihren Gatten schreiben zu können, und war entzückt über die wenigen Zeilen, die er nicht versäumte täglich zu senden.

Endlich kam der entscheidende Tag.

Willkem wich nicht vom Lager der Kranken; jede Stunde, jeden Augenblick konnte das junge Leben entfliehen.

Die Nacht brach an. Still und ruhig schien die Dulderin einem schöneren Leben entgegenzuträumen.

Hilda wagte keine Frage; sie sah in das bleiche

Antlitz des Arztes, sie beobachtete seine angsterfüllten Mienen, und sie wußte, was er befürchtete.

Der kalte Herbstwind umtoste das Häuschen und suchte sich bei jeder Ritze Eingang zu verschaffen, so daß sich die junge Frau fröstelnd in ein Tuch hüllte.

Willkem schien davon nichts zu gewahren, die Kranke fesselte seine ganze Aufmerksamkeit.

Es schlug Mitternacht. Amélie öffnete die Augen und sah mit klaren Blicken zu Romuald auf; schwach erwiderte sie den leisen Druck der Hand, und über sein Gesicht flog ein Freudenschimmer.

Und als der junge Morgen erwachte, reichte er Hilda Tompsen die Hand und sprach mit gerührter Stimme: „Gerettet!“

* * *

Seit Monden weilte Amélie von Willkem in einem der besuchtesten klimatischen Kurorte des Südens. In der milden, reinen Luft kräftigte sich ihre geschwächte Gesundheit in höchst erfreulicher Weise und verlieh ihr die wiederkehrende Jugendkraft täglich neue Reize,

der Rosenhauch der Frische verdrängte mehr und mehr die krankhafte Bläſſe der Wangen, und das große Auge sprühte wieder in vollem Glanze.

Der sinnende Ernst, der sich in den Zügen spiegelte, der träumerische Blick paßten vollkommen zu dem halbmädchenhaften Wesen, das die junge Witwe noch immer nicht ganz abgestreift hatte, und machte sie zu einer der interessantesten Erscheinungen.

Es war daher nicht zu wundern, daß Amélie als Mittelpunkt gesellschaftlicher Huldigungen und Aufmerksamkeiten galt. Jedes Vergnügen wurde nur als halb genossen betrachtet, wenn Frau von Willkem fehlte, und wurde sie täglich mehr und mehr von Bewunderern umschwärmt.

Ob die junge Frau Vergnügen daran fand, war schwer zu entscheiden, denn sie konnte sich unmöglich dem gesellschaftlichen Verkehr ausschließen; übrigens mochte es ihr doch gewissermaßen Zerstreuung bieten, seit Romuald abgereist war.

Er hatte sie begleitet und war so lange bei ihr geblieben, als sie seines ärztlichen Rathes bedurfte,

dann aber hatte er erklärt, er müsse nun zurückkehren, um mit Tompsen einige wichtige Dinge zu besprechen.

Amélie hatte sich schwer von ihm getrennt, und es hatte ihr wehe gethan, daß er anscheinend so leicht von ihr schied. Er war seit ihrer schweren Krankheit stets darauf bedacht gewesen, auf das Liebevollste für sie zu sorgen, aber er hatte ihr nie gestattet, ein Wort des Dankes auszusprechen. Er meinte nur die Pflichten des Arztes erfüllt zu haben, dessen einziger und schönster Lohn in der mit Erfolg gekrönten Kur bestehe.

Ebensowenig wußte Amélie, ob er Zeuge von Albertis Geständnissen gewesen, denn er hatte auf das Sorgfältigste vermieden, darüber zu sprechen, und sie hatte nicht den Muth gehabt, darnach zu fragen.

Was die pecuniären Verhältnisse der jungen Witwe betraf, waren sie wieder glänzend zu nennen, denn Tompsen hatte bei dem Verkauf des Palais einen exorbitanten Preis erzielt. Wer dasselbe um den dreifachen Werth gekauft, darüber hatte sich Tompsen

in seiner kurzen Weise nicht ausgesprochen, und Amélie war dies auch ziemlich gleichgültig; es that ihr wehe, daß sie sobald gezwungen war, das theure Andenken zu veräußern, aber nun es geschehen, wollte sie nichts mehr davon hören.

Sie war nun für Jahre jeden Kummers enthoben, und dies genügte ihr, denn ihre Erziehung war nicht darnach gewesen, sich der Zukunft wegen Sorgen zu machen.

Zwei Wochen waren seit der Abreise Romualds verflossen, die Amélie eben so viele Jahre dünkten. Sie mußte nachsinnen und sich ernstlich überzeugen, daß erst Tage darüber vergangen.

Mit Sehnsucht erwartete sie seine Briefe, aber sie fand nicht die Worte darinnen, die ihr Herz befriedigen konnten; die wenigen Zeilen waren ruhig und kühl geschrieben, wie von der Hand eines älteren erfahrenen Bruders.

Er gab ihr wiederholt den Rath, im Süden zu bleiben, bis der Frühling im Norden eingezogen sei, gab aber mit keinem Worte Ausdruck, daß er hoffe,

sie werde dann wenigstens für einige Zeit die Heimat besuchen.

Endlich kam gar eines Tages ein Brief, worin er mittheilte, daß er im Begriffe sei, eine wissenschaftliche Weltreise anzutreten.

Um den Mund der betrübten Frau zuckte ein herbes Weh, und sie wünschte mit banger Sehnsucht, daß es endlich im Norden Frühling werden möchte, dann sollte sie nichts mehr aufhalten, Hilda mit einem Besuch zu überraschen.

„Noch wenige Wochen," tröstete sie sich, „dann will ich mit den Schwalben heimwärts ziehen."

Die Zeit verging ja so schnell in dem vielbewegten Leben, welches Amélie führte.

Täglich kamen neue Gäste und brachten neue Zerstreuungen mit sich, besonders war man gespannt, als Fürst R. eintreffen sollte, dem ein höchst schmeichelhafter Ruf voranging.

Frau von Willkem war bei seinem ersten Erscheinen nicht zugegen, als aber am nächsten Tage

zu Ehren des Fürsten eine Soirée stattfand, konnte sie sich nicht ausschließen.

Sie erschien in höchst einfacher mattgelber Toilette, das reiche Haar mit Maßliebchen geschmückt, die von einer Brillantagraffe zusammengehalten waren.

Bei ihrem Eintritt mußte selbst der Neid der Damen gestehen, daß sie wahrhaft reizend aussehe.

Fürst R. war von der bezaubernden Erscheinung der jungen Witwe sichtlich überrascht; er ließ sich ihr vorstellen und widmete ihr besondere Aufmerksamkeit.

Amélie fand Gefallen an dem ernsten, jungen Mann, der so ganz verschieden von der Klasse der gewöhnlichen Courmacher war, und so war dieser Abend der Anfang zu einem regeren Verkehr zwischen Beiden.

Es verging kein Morgen an welchem nicht Fürst R. die junge Witwe im Kursalon begrüßte und ihr bald eine Lieblingsblume, ein Waldsträußchen oder dergleichen überreichte.

Amélie nahm diese Aufmerksamkeiten als etwas

Gewohntes hin, ohne je mit Wort oder Blick zu weiteren Schritten zu ermuntern.

Dennoch war die Gesellschaft bald einig, daß demnächst die Verlobung des Fürsten mit der schönen Willkem bevorstehe.

Amélie hatte keine Ahnung von dem müßigen Geschwätz, war ja doch der Fürst nicht der Einzige, der ihr huldigend nahte. Gerade ihm gegenüber fühlte sie sich gänzlich frei von jeder Befangenheit, ohne daran zu denken, daß gerade dieser Umstand mißdeutet wurde.

Fürst R. machte sich wirklich ernstliche Hoffnungen auf Hand und Herz der jungen Witwe. Er trat immer deutlicher mit seinen Bewerbungen auf und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seine Gefühle an den Tag zu legen.

Dadurch wurde Amélie ängstlicher; sie sah nun ein, daß der Fürst ihr harmloses Benehmen mißdeutet hatte, und war bestrebt, jede Gelegenheit zu vermeiden, die Veranlassung zu einem Geständniß geben konnte.

Sie fühlte sich auch dadurch bestimmt, ihren

Aufenthalt zu kürzen, und setzte einen Tag der nächsten Woche für ihre Abreise fest.

Diese kurze Zeit wollte Jeder benützen, Frau von Willkem eine Ovation zu bereiten, wodurch diese so zu sagen, von einer Festlichkeit zur andern gedrängt wurde.

Ausflüge in die romantische Umgegend, Banquets, Soiréen und Concerte drängten sich in bunter Reihenfolge, und täglich erwartete man, die schöne, liebenswürdige Frau als Braut am Arme des Fürsten dabei erscheinen zu sehen.

Dieser hatte aber bis jetzt gezaudert, das entscheidende Wort zu sprechen. Es war ihm Améliens verändertes Benehmen nicht entgangen, und er fragte sich vergebens nach dem Grund desselben.

Daß sie ihn nicht liebe, dagegen sprach die natürliche Eitelkeit noch weniger dachte er aber an die Möglichkeit einer Zurückweisung, war er ja doch im Stande, das schöne Haupt mit einer Fürstenkrone zu schmücken.

Der Fürst wußte ganz gut, daß ihm seine Eltern

diese Mesalliance nie verzeihen, daß die Folge dieses Schrittes ein unheilbarer Bruch in dem bisher ungetrübten Familienleben sein werde, aber er konnte ihnen diesen Kummer nicht ersparen.

Er vergötterte Amélie von Willkem und wähnte ohne sie nicht leben zu können, aber er durfte ihr nicht nahen ohne den festen Entschluß im Herzen, ihr am Traualtar seinen Namen zu geben.

Er war seit einem Jahre auf Reisen gewesen, in der Absicht, sich eine Braut zu wählen und hatte nun das Ideal seiner Träume in Amélie von Willkem gefunden.

So schwand die Zeit wie im Traume dahin. Die steten Vergnügungen wirkten warhaft sinneberauschend, und Amélie wünschte im Innersten des Herzens den Tag der Abreise herbei.

Mit regem Eifer widmete sie sich bereits den Vorbereitungen hiezu, als Fürst R. gemeldet wurde. Eine tiefe Röthe ergoß sich über die Wangen der jungen Frau; die Ahnung, daß dieser Besuch nicht absichtslos sei, brachte sie in Verwirrung.

Der Fürst deutete die sichtliche Befangenheit zu seinen Gunsten und half ihr mit feinem Takte darüber hinweg.

Er erzählte von seinen Reisen, von seiner Familie und gewährte ihr den Einblick in seine Verhältnisse. Er sprach davon, wie er ausgezogen sei, sich unter den zahlreichen schönen Frauen Europas eine Gemahlin zu wählen und daß nun seine Wahl auf die Perle derselben, auf Amélie von Willkem gefallen sei. Er gestand ihr mit feurigen Worten seine Liebe und malte mit Beredtsamkeit die glücklichen Stunden aus, die sie als Herrin seines Hauses erwarteten.

Frau von Willkem hatte Zeit genug, sich zu sammeln, und als er jetzt ihre Hand ergriff und erwartungsvoll den Blick auf sie heftete, dankte sie freundlich und ruhig für den ehrenvollen Antrag, den sie aber leider ablehnen müsse.

Der Fürst glaubte nicht recht gehört, nicht deutlich verstanden zu haben.

„Ablehnen?!“ stammelte er erblassend.

„Heute — in dieser Stunde wird Ihnen dies Wort schmerzlich dünken," sprach Amélie weiter, „aber in einiger Zeit, wo Sie Ihre Gefühle muthig besiegt haben, denen Sie nicht länger nachhängen dürfen, werden Sie mir dafür dankbar sein."

„Amélie, das kann nicht Ihr Ernst sein," unterbrach sie der Fürst mit tiefer Bewegung. „Wenn auch meine Eltern anfangs an ihren adelsstolzen Meinungen festhalten, so werden sie doch bald diejenige als Tochter anerkennen, die würdig ist, eine Königskrone zu tragen."

Amélie schüttelte das anmuthige Haupt.

„Täuschen Sie sich nicht," sprach sie im Tone der Ueberzeugung. „Ich würde durch das ganze Leben als unheilvoller Schatten zwischen Ihnen und Ihrer Familie stehen."

„Und wenn auch, so wird mir die Wahl nicht schwer sein, und wehe demjenigen, der meine Gemahlin auch nur mit einem Worte zu beleidigen wagt."

Amélie drückte die Hand, die noch immer die

Ihrige festhielt. „Lassen Sie sich mit meiner unwandelbaren Freundschaft genügen," bat sie weich.

Ein tiefer Seufzer schwoll des Fürsten Brust. Fest senkte sich sein Auge in das ihrige, und erst nach einer momentanen Pause sprach er mit bebender Stimme: „Sie lieben mich nicht, Amélie! Nun denn ich werde mich bemühen, den kurzen schönen Traum zu vergessen!"

Der Fürst hatte sich erhoben. Amélie trat an ihn heran und legte ihre schmale Rechte auf seinen Arm.

„Scheiden Sie grollenden Herzens von mir?" fragte sie leise.

„Nein," preßte er gewaltsam hervor, „ich werde Sie lieben bis zum letzten Hauche!"

Und die Hand ergreifend, die noch immer auf seinem Arm ruhte, drückte er einen langen, heißen Kuß darauf, alsdann stürmte er hinaus.

Amélie stand noch lange in tiefem Sinnen auf der Stelle, wo der Fürst sie verlassen; es that ihr leid um den edlen Mann, aber sie konnte nicht

anders handeln, sie fühlte immer deutlicher, daß ihr Herz Romuald gehöre.

Zwei Tage später, nachdem Amélie um ihrer Liebe willen eine Fürstenkrone zurückgewiesen, betrieb Romuald von Willkem eifrigst die Vorbereitungen zur projectirten Reise.

In dieser seiner Beschäftigung wurde er durch den Postboten gestört, der einen Brief brachte.

Willkem zauderte nicht, denselben zu öffnen; er war von dem Arzt des Kurortes, wo Amélie weilte, und enthielt eine collegiale Anfrage, zuletzt aber auch die Mittheilung, daß sich Frau von Willkem wahrscheinlich noch vor ihrer Abreise mit dem Fürsten R. verloben werde.

Diese Nachricht traf Willkem durchaus nicht unvorbereitet, denn er hatte sich längst mit diesem Gedanken vertraut gemacht.

Dennoch bebte die Hand, die das Blatt hielt, während sich die Stirn verfinsterte.

„Vor ihrer Abreise," murmelte er, „also muß sie doch im Sinne haben N. zu verlassen, obwohl

sie in keinem ihrer Briefe davon Erwähnung that. Wie, wenn sie hierher käme?“

Einen Augenblick schien Willkem von dieser Vermuthung betroffen, beruhigte sich jedoch bald mit der bestimmten Voraussetzung, daß sie nicht so bald kommen werde, in den jetzigen Verhältnissen als Braut schon gar nicht.

Kam sie aber später, so war es ihm sogar lieb, damit Tompsen mit ihr Alles in's Reine bringen konnte; nur er — er wollte und konnte sie nicht mehr sehen!

Seufzend wandte er sich seiner früheren Beschäftigung, dem Ordnen seiner Papiere zu, aber es fehlte ihm hierzu die nöthige Aufmerksamkeit, daher es ihm nicht unangenehm war, als Tompsen in seiner geschäftigen Weise eintrat.

„Gut, daß Du kommst,“ sagte er, seinem Besucher einen Stuhl zurecht rückend, „Du ersparst mir den Weg zu Dir.“

„Was ist denn los?“ fragte Tompsen, sich bequem zurücklehnend.

„Ich will Dich vor meiner Abreise mit einigen meiner Bestimmungen bekannt machen."

„Sage mir, Freund," warf Tompsen in seiner unnachahmlichen Weise ein, „hast Du Dir denn allen Ernstes diese Reise zu den Wilden in den Kopf gesetzt? Willst Du wirklich den Cannibalen in den Rachen rennen, damit sie Dich verschlingen können? Wenn es schon gereist sein muß, so thue es auf eine vernünftige Art."

„Darüber haben wir schon so oft unsere Meinungen ausgetauscht, daß ich mir keine Mühe gebe, abermals meine Ansichten zu verfechten.

„Also lasse mich reisen und höre aufmerksam zu, was ich zu bestimmen für gut befunden.

„Du weißt, daß ich Améliens Palais nur angekauft, um es ihr zu erhalten und im gelegenen Momente wieder zurückgeben zu können. Diese Gelegenheit dürfte sich am Besten ereignen, wenn sie sich vermählt."

„Ja, wenn sie sich vermählt," brummte Tompsen dazwischen.

Willkem achtete dieses Einwurfs nicht, sondern fuhr fort: „Du wirst daher Amélie an ihrem Hochzeitstage die Schenkung übermitteln mit dem Bedeuten, daß es meine Hochzeitsgabe ist.“

Dann wirst Du morgen mein Testament verfassen, nach welchem Amélie von Willkem meine alleinige, unumschränkte Erbin ist.“

„Gottes Donner!“ fuhr nun Tompsen auf, „weißt Du keine vernünftigere Weise, ein Mein und Dein zu arrangiren? Muß Amélie warten, bis Dich die Menschenfresser geviertheilt haben? Sage mir, Mann Gottes, warum heiratheſt Du sie nicht?“

Mit schmerzlichem Lächeln reichte Willkem den eben erhaltenen Brief hin.

Tompsen überflog die Zeilen, dann sprang er lebhaft auf. „Das ist nicht wahr,“ rief er, „das thut Amélie nicht!“

„Wie Du doch wunderlich bist,“ sagte Willkem mit erzwungener Gelassenheit; „als ob es nicht ganz natürlich wäre, daß sich Amélie bald wieder vermählen werde; warum sollte sie auch nicht?“

„Warum — weil sie Dich liebt?!

Romuald zuckte sichtlich zusammen; das Blut schien sich zum Herzen zu drängen, denn er rang momentan nach Athem, dann aber erwiderte er mit möglichster Ruhe: „Mache keine Witze. Amélie wird Fürstin R. werden, und gönne ich ihr das unverhoffte Glück von Herzen.“

Tompsen ging auf Willkem zu und legte seine Hand auf dessen Schulter.

„Weil ich nun einmal aus der Schule geschwätzt, so sollst Du auch hören, was mein kluges Frauchen darüber spricht.

Sie behauptet, Amélie während ihrer Krankheit beobachtet und daraus den Schluß gezogen zu haben, daß sie Dich liebt, und nur Deine Bärbeißigkeit Schuld trägt, wenn sie sich scheu zurückzieht. Weiteres versteht sie nach Frauenart zwischen den Zeilen zu lesen und findet, daß sich Amélie in Sehnsucht verzehrt. Nach wem oder was sehnt sie sich? Nach uns gewiß nicht, ergo bleibt wieder nur ihr Lebensretter Doctor Willkem übrig.“

„Ach, ich bitte Dich, dies sind vage Vermuthungen, weiter nichts," fiel Romuald ein. „Habe die Güte und thue, wie ich Dir geheißen, damit ich morgen unterfertigen kann, denn ich will nicht einen Tag länger aufgehalten werden, als nöthig ist."

„Nun meinetwegen, unverbesserlicher Trotzkopf, sollst Deinen Willen haben," schalt Tompsen. „Morgen Nachmittag wird Alles bereit sein."

„Ich danke Dir. Erst nehme ich morgen Abschied von Frau Rühle, alsdann stehe ich zu Deiner Verfügung."

„Und Amélie sagst Du kein Abschiedswort?"

„Ich werde ihr schreiben und den Brief Deiner Frau einhändigen."

Tompsen schüttelte unzufrieden den Kopf und ging mit einen kurzen „Adieu" zur Thür hinaus.

Willkem war wieder allein; allein mit den widerstreitendsten Gefühlen, die Tompsens Worte in seiner Brust entfesselt.

„Weil sie Dich liebt!" Genau so hatte er Silbe um Silbe gesprochen, ohne zu ahnen, welch' gewaltigen

Sturm er im Innern des ernsten, finstern Mannes heraufbeschworen.

Willkem fühlte sich durch diese unerwartete Erklärung unsäglich glücklich, aber auch zugleich grenzenlos elend, denn er sagte sich, daß er nie — nie den Muth haben werde, der einst bitter gehaßten Frau seine heiße Liebe zu gestehen. Konnte er ihr die Wandlung seiner Gefühle erklären, konnte er ihr sagen, daß sie schon beim ersten Wiedersehen sein Herz besiegt hatte?

Jedes Wort würde wie das Geständniß eines Verbrechens auf seinen Lippen brennen, wollte er ihr sagen, daß sein Herz, sein ganzes Denken und Fühlen nur ihr gewidmet seien. Er fühlte sich unfähig, auch nur durch das geringste Zeichen ihr die Gefühle seines Herzens zu verrathen und hoffte mit Wille und Kraft, unterstützt durch eiue jahrelange Trennung, darüber Herr zu werden.

Darum war auch seines Bleibens nimmer länger, denn wollte er entsagen, so durfte er Amélie nimmer wiedersehen.

Willkem hatte Alles zur Abreise bereit, obwohl er noch einen Tag vor sich hatte. Er hatte nicht Ruhe, nicht Rast und ging finster und in sich gekehrt, wie ein Träumender herum.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden ging er sinnend die ihm wohlbekannte Straße dahin, um Frau Rühle das letzte Lebewohl zu sagen.

Rund um zeigte sich der Frühling in herrlichster Entfaltung, aber er sah nicht die kaum erschlossenen Blüthenknospen, noch das saftige Grün der Wiesen, mit den unscheinbaren und doch so reizenden Frühlingsblümchen.

In seinem Innern war es dunkel wie in einer frostigen Herbstnacht. Nur momentan hatte ihn die Sonne des Glückes mit ihren Strahlen geblendet und entzückt, dann war sie hinter finsteres Gewölk verschwunden und hatte ihm überlassen, sich in der dunklen Nacht zurechtzufinden. Ob ihm dies gelingen werde, er wußte es selbst nicht, und er wünschte nichts sehnlicher, als die Vergangenheit in Lethe tauchen zu können.

Jetzt war der ihm endlos drückende Weg zurückgelegt, er stand vor dem Hause.

Mit kräftiger Hand zog er die Glocke, worauf alsbald das Hausmädchen erschien, welches berichtete, Frau Rühle sei eben zu Frau Tompsen gefahren, doch habe sie versprochen, alsbald zurückzukehren.

Willkem, dem es unmöglich war, nochmals herauszukommen, beschloß sofort, deren Rückkehr abzuwarten. Ohne weitere Umständlichkeiten trat er ein und begab sich in den Garten.

Das Mädchen schien noch etwas sagen zu wollen, doch ein Blick in das ungewöhnlich finstere Antlitz ließ sie verstummen; sie machte unbemerkt ein Zeichen, was ohne Zweifel sagen sollte: er wird schon selbst sehen.

Willkem ging einige Male auf und nieder, dann setzte er sich hin. Es war ein gar liebes, lauschiges Plätzchen, welches er sich erwählt hatte; es schien nur zum Träumen und Sinnen geschaffen. Zu seinen Füßen murmelte der klare Bach über den Kies dahin, wo eine Welle der andern zuzuflüstern schien, wie

lustig das Wandern sei und wie sie sich freue auf den kühlen, schattigen Wald, den sie bald erreichen werde.

Und Romuald lauschte dieser Sprache und verfolgte mit Aufmerksamkeit das hastige Dahineilen; er seufzte tief auf bei den Gedanken, daß er nun auch bald einem Wanderer ohne Ziel gleichen werde.

Lange sah er dem Spiele der Wellen zu, bis endlich das eintönige Geräusch und der betäubende Duft eines nahen Fliederstrauches wie lähmend auf seine Nerven wirkte; unwillkürlich schloß er die Augen und schlief ein.

Bald darauf theilte sich das Gebüsch, und eine lichtumflossene Erscheinung tauchte auf.

Vorsichtig spähten die rehbraunen Augen nach dem Schläfer, und ein glückliches Lächeln überflog die schönen Züg.

„Amélie!“ klang es plötzlich von seinen Lippen, und er machte eine vergebliche Bewegung sich aufzurichten.

„Amélie!“ rief er ein zweites Mal mit angsterfüllter Stimme, und nun trat sie hervor die lichte

Frauengestalt und legte sanft ihre Hand auf seine Schulter.

„Romuald, Du träumst," sagte sie leise, und doch sprang er beim Klange dieser Stimme wie elektrisirt auf und starrte sie an wie eine Geistererscheinung.

Amélie von Willkem reichte ihm aber beide Hände hin. „Verzeihe, daß ich Deinen Schlummer störte," sagte sie, „aber ich glaube, Du hattest einen schweren Traum.'

Romuald ergriff die ihm gebotenen Hände, aber er erbebte bei dieser Berührung bis in's Innerste. Es waren lebenswarme Hände, die er hielt und doch träumte er noch; er mußte träumen, denn das traute Du hatte er seit jenem ersten Wiedersehen nicht mehr aus ihrem Munde gehört.

„Wie freue ich mich, daß mir die Ueberraschung also gelungen ist," fuhr sie mit glücklichen Lächeln fort.

Willkem drückte einen Kuß auf ihre Hand.

„Ja, die Ueberraschung ist vollständig geglückt," bestätigte er mit tonloser Stimme; „weiß Hilda darum?

„Keine Idee," rief Amélie im Tone der Wahr-

heit. „Frau Rühle ist zu ihr gefahren, um sie zu holen. Und da nun auch Du hier bist, so wird die Freude doppelt sein!“

Willkem senkte den Blick zu Boden.

„Ich bin gekommen, um Frau Rühle für die mir bewiesene Freundschaft zu danken und zugleich Abschied zu nehmen.“

„Du willst also wirklich reisen?“ rief Amélie schmerzlich.

„Ich muß fort;“ diese wenigen Worte arbeiteten sich mühsam aus der wogenden Brust.

Améliens Auge verschleierte sich im feuchten Glanze.

„Romuald, Du willst fort und weißt doch, daß ich sterben werde, wenn Du gehst,“ sagte sie ernst und tieftraurig.

Er antwortete nicht; die Lippen preßten sich fest zusammen, als sollten die Worte gewaltsam zurückgehalten werden, die sich hervordrängten.

Auch Amélie schwieg; sie ließ sich auf die Bank nieder, und Romuald setzte sich an ihre Seite.

Eine lange und bange Pause entstand, die endlich Amélie in dem Gefühle höchster Erregung plötzlich brach, indem sie rief:

„Romuald, kannst Du mir denn nie verzeihen — wirst Du mich denn ewig hassen?!“

Da ging es wie Schauern durch seinen Körper, jede Muskel seines Gesichtes zuckte; er ergriff mit den bebenden Händen Améliens Rechte, und das dunkle, glanzsprühende Auge fest auf sie gerichtet, sagte er mit tief ergriffener Stimme:

„Amélie, kannst Du im Ernste glauben, daß ich Dich hasse? Bin ich wirklich nie zum Verräther meiner Gefühle geworden? Nun denn, so sollst Du in dieser Stunde hören, daß ich Dich liebe mit der Kraft des Mannes, dem dieses Gefühl stets fremd geblieben; aber eben diese Liebe treibt mich von dannen.“

„Romuald!“ rief Amélie; er aber bat sie mit einer Bewegung der Hand zu schweigen.

„Höre mich erst,“ fuhr er fort. „Ich kann und will kein Opfer von Dir annehmen. Du würdest

vielleicht zu spät einsehen, daß Dein Gefühl nur Dankbarkeit ist, daß Du nur den Bruder in mir liebst, mir aber würde diese Liebe nicht genügen, und darum will ich entsagen. Ich habe durch meinen Trotz und meine Unversöhnlichkeit gegen meine Eltern, gegen Dich eine schwere Schuld auf mich geladen; nun denn, so sei mein von nun an trostloses Leben die Sühne dafür."

Amélie hatte lautlos zugehört; jetzt richtete sich ihre zurückgesunkene Gestalt auf.

„Vielleicht kann ich Dir doch beweisen, Romuald" sprach sie, „daß es nicht Schwesterliebe ist, die mich an Dich fesselt, wenn ich Dir sage, daß ich um dieser Liebe willen die Hand eines edlen Mannes zurückgewiesen, der mir eine Fürstenkrone geboten, und daß ich geschworen, an dem Tage Deiner Abreise der Welt zu entsagen, und ich diesen Schwur halten werde, bei dem Andenken meiner Pflegeeltern."

Einen Moment noch schien ein furchtbarer Kampf in Willkems Brust zu toben, dann umschlang er mit kräftigem Arm die schlanke Frauengestalt, und

einen heißen Kuß auf die lebensfrischen Lippen pressend, rief er:

„Gott, verdiene ich denn ein solches Glück!“

Und Amélie blickte unter Thränen lächelnd zu ihm auf und begriff nicht, wie sie diese Züge so häßlich finden konnte.

Als der erste Sturm der überwältigenden Gefühle vorüber war, drückte Willkem die Hand, die er erfaßt hatte, indem er sagte:

„Nun glaube ich, Amélie, daß mir meine Eltern verziehen, wie Du mir so oft zum Troste versichert hast, und gelobe bei dem Andenken der auf uns niedersehenden Verklärten, Dich treu und liebend durch des Lebens Sturm und Wogen zu geleiten.“

„Wirst auch Du mir mein Vergehen verzeihen, Romuald, Du weißt wohl —“ Amélie stockte.

Willkem legte die Hand auf den Scheitel seiner Braut, und liebkosend das reiche Haar streichelnd, sagte er: „Laß die Vergangenheit begraben sein uns lächelt eine rosige Zukunft!“

„Amen!“ ertönte eine Stimme hinter dem Ge-

büsch. Die neu Verlobten erhoben sich rasch, aber schon stand Tompsen vor ihnen.

„Gott sei Dank," rief er mit sichtbarer Rührung beide Hände zum Gruße darbietend, „nun bist Du Freund, in letzter Stunde von der Ausführung der tollsten Idee Deines Lebens bewahrt worden.

„Darum ein „Glück auf!" der rosigen Zukunft!"

Noch waren diese Worte nicht verhallt, als Hilda mit einem lauten Freudenruf der Freundin an den Hals flog und Tante Rühle mit strahlenden Blicken Willkem die Hand reichte und mit gerührter Stimme das „Glück auf!" wiederholte.

Willkem aber stand in Mitte dieser guten Menschen wie ein Träumer; er schien noch immer das unverhoffte Glück nicht fassen zu können, als aber sein Blick auf die glückstrahlende Braut fiel, umspielte zum ersten Male ein gückliches Lächeln seine Lippen.

Ende.

5

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smreker, Luise

Im Hause Willkem

Breslau 1891
P.o.germ. 1766 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674553-5